



WOJ 1/26

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus / West-Ost-
Deutsch-osteupäisches Forum / Journal



Liebe Leserinnen und Leser,

was haben wir alle nicht? Zeit. Glauben wir zumindest. Vielleicht liegt das Problem aber nur darin, dass wir uns keine Zeit nehmen. Die Zeit, die uns in unserem Leben gegeben ist, können wir hinsichtlich ihrer Länge in keiner Weise beeinflussen. Wir können nur versuchen, sie sinnvoll einzuteilen. Und sie uns so zu nehmen.

Das ist nicht einfacher geworden. Als ich Kind war, gab es drei öffentlich-rechtliche Fernsehkanäle. Und viele erinnern sich gewiss an das – mir zumindest – merkwürdig erscheinende »Testbild«, das nach Sendeschluss den Bildschirm zierte. Geometrische Formen und eine bunte Farbauswahl (soweit man schon einen Farbfernseher hatte). Und das Testbild war noch begleitet von einem wahrhaft unangenehmen Pfeifton, der einem zusätzlich nahelegte, möglichst rasch auszuschalten. Ich muss mich freilich ein wenig korrigieren: Wir konnten vier Fernsehkanäle empfangen, jawohl! Da werden einige meiner Boomer-Generationsmitmenschen jetzt noch vor Neid erblassen. Und wir konnten nicht etwa zusätzlich einen niederländischen oder französischen Sender empfangen, bei denen man wenig oder nichts verstand, nein, unsere Grenzlage war ungleich günstiger: wir konnten ORF 1 empfangen, einen der damals zwei österreichischen Fernsehkanäle. In Deutsch! Und dort gab's – am Samstagabend – Programm bis lange nach Mitternacht, Western und so. Aber irgendwann kam dann doch der Sendeschluss. Sendeschluss? Wie, um Himmels willen, erkläre ich das meinen Kindern? Na ja gut, die sind inzwischen junge Erwachsene und kennen schon den einen oder anderen archaischen Zug der Zeit, in der ihre Eltern aufgewachsen sind. Sendeschluss? So gar nichts mehr, was auf einen einplätschert? Gab's da nicht Radiosender mit Nachtprogramm? So einen oder zwei auf Mittelwelle? Auf was? Na auf Mittelwelle, die immer etwas dumpfer klang als UKW. Aber ganz ohne Bild und ohne die Möglichkeit weiter zu klicken, wenn einem der Song nicht gefiel? Ja doch. Hm, bleibt ja noch der Plattenspieler. Aber



den zu bedienen bedarf es einer gewissen technischen Fertigkeit, denn die Nadel macht man leicht kaputt und Kratzer auf der Platte sind irreparabel. Also doch der Kassettenrecorder. Aber der macht gerne, vor allem die billigeren Modelle, die in unseresgleichen Reichweite kamen, Bandsalat. Kein bisschen nahrhaft und extrem ärgerlich. Denn wenn man das verdrehte Band nicht mit aller Vorsicht herausgepuzzelt bekommt und dann durch das vorsichtige Drehen der Rädchen der Kassette wieder auf Spannung – nicht zu fest, herrje! – bringt, ist das Ding ganz hinüber. Und das heißt: Da sind Stunden hin, die man damit verbracht hat, aus der »Hitparade« im Radio Mitschnitte anzufertigen. Wenn nur nicht immer der Moderator (der hieß beim Bayerischen Rundfunk damals Thomas Gottschalk) in die letzten Takte reinquatschen würde! Jedenfalls: Stunden! Unseres Lebens! Zeit! Die wir hatten. Nein, uns nahmen.

Und jetzt? Ja doch, auch ich trage (nahezu) ständig ein verhältnismäßig modernes Handy bei mir. Damit kann ich – 100 % sendeschlussfrei – immer auf YouTube oder Spotify oder auf ... ja, was weiß ich Boomer denn noch? ... gehen, habe folglich einfach immer Millionen von Musikstücken oder -videos greifbar. Herrlich!

Wirklich? In gewisser Weise ja. Das soll hier keine wohlfeile Gegenwartsschelte werden nach dem Motto »früher war alles besser«. Die Fülle imponiert. Wir verstehen das Wort »imponieren« zumeist positiv. Wie in vielen Fällen ist es jedoch durchaus nützlich, sich die komplexe Bedeutung des zugrundeliegenden lateinischen Wortes »imponere« zu vergegenwärtigen. Das ist keine Boomer-Marotte, von einem, der halt auf dem Gymnasium sieben Jahre lang Latein gelernt hat und überzeugt davon ist, das noch immer als dauerhaften Gewinn auf Lebenszeit verbuchen zu können. Imponere kann nämlich auch bedeuten »auferlegen« oder »aufbürden«. Die Fülle der Möglichkeiten ist uns also auch auferlegt, aufgebürdet. Die andauernde Sendeschlusslosigkeit unserer medialen Gegenwart imponiert mir ... recht besehen eigentlich gar nicht. Sie ist mir und uns aufgebürdet. Da brauche ich wohl gar nicht erst auf die laufende Debatte zu verweisen, die derzeit um den Medienzugang für Kinder und Jugendliche geführt wird. Diese wird im Kern darum geführt, dass eine Art Sendeschluss reetabliert wird, oder nicht? Glückliche, mit medialem Sendeschluss als regelmäßigem und nicht umgebarem Faktum beschenkte Boomer-Kindheit!

Die mögliche Sinnhaftigkeit der Nutzung der modernen Medien soll hier gar nicht in Abrede gestellt werden. Wir tun's ja auch, privat oder weil es als »dienstlich« geboten erscheint. Dennoch glaube ich, dass die altersbedingte größere Distanz dazu (verbunden mit unzulänglichen technischen Fähigkeiten, meinen Instagram-Account hat einer meiner Söhne eingerichtet ...) ganz sicher auf meiner, vielleicht auf unserer Habenseite zu verbuchen ist. Ich schreibe ganz gern Texte über Dinge, die mich beschäftigen – und sie sind immer zu lang. Wie der hier. Meinen sehr fähigen Kolleginnen von der Öffentlichkeitsarbeit imponiert das – kein bisschen. Oder doch: Es ist ihnen auferlegt. Und sie machen das Beste daraus. Vielleicht, nein ganz sicher haben die gekürzten Texte eine größere Aussicht, bis zum Ende gelesen

zu werden. Ich schreibe trotzdem gerne weiterhin Texte, die sich nicht dem »Keinesfalls-mehr-als-2.200 Zeichen-Diktat« unterwerfen. Wir sind hier schon, sorry, bei 5.393 Zeichen (mit Leerzeichen). Die haben diejenigen, die bis hierher gelangt sind, bereits hinter sich. Gratulation zu dieser durchaus nicht alltäglichen Hartnäckigkeit.

Ich bin aber noch nicht fertig. Obwohl ich auf dem Sprung in den Sommerurlaub bin: das neue West-Ost-Journal braucht noch sein Editorial, weil das ... das eben so üblich ist. Dutzende habe ich also bereits geschrieben, nie wirklich daran gedacht, ob die überhaupt gelesen werden. Sei's drum. Die Umschlaginnenseite kann ja nicht leer bleiben. Oder doch? Vielleicht probieren wir das mal ... beim nächsten Heft. Jetzt bin ich hiermit schon zu weit. Und Sie, liebe Leserin und lieber Leser auch, denn Sie haben sich – Stand jetzt – bereits mit 6.096 Zeichen abgemüht. Also jetzt noch – zuletzt, versprochen – mein Sommerlesetipp. Mein Sommerlesebuch 2025 möchte ich Ihnen ans Herz legen: Ich hatte mir im vergangenen Sommer Adalbert Stifters Roman »Der Nachsommer« vorgenommen. Da ich mir mal (als Student) ein Buch gekauft habe, das »Die Klassiker der deutschen Literatur« heißt (erschienen 1983, ach, da gab's noch den Sendeschluss!), in dem ich noch immer gelegentlich blättere, wurde mir klar, dass ich über Adalbert Stifter (1805-1868), der dort zu den 50 »Klassikern« gerechnet wird, kaum etwas wusste. Da habe ich mich dann erst mal geärgert, dass ich es bei unserer kurz zuvor durchgeführten Studienreise in diese Region der heutigen Tschechischen Republik – qua Unkenntnis – einfach verpasst habe, dafür zu sorgen, dass wir in Stifters südböhmischem Geburtsort Oberplan (heute Horní Planá) vorbeifahren würden. Und da stand dann auch, dass »Der Nachsommer« als eines der Hauptwerke Stifters gilt (ein paar Erzählungen kannte ich schon). Was die Zusammenfassung der Handlung auf den (je nach Ausgabe) rund 800 Seiten angeht, so ist es – selbst für mich – ganz einfach, die

2.200-Zeichen-Grenze einzuhalten: Ein junger Mann wandert durch eine Gebirgslandschaft, macht Zufallsbekanntschaften, führt lange Gespräche, vorzugsweise über Kunst, und heiratet am Schluss. Fertig: 155 Zeichen (mit Leerzeichen).

Der aufregendste Handlungsstrang findet sich gleich am Anfang des Buches: Der junge Wanderer befürchtet vor Erreichen der geplanten Unterkunft am Rande des Gebirges in ein Gewitter zu geraten. Daher bittet er um vorübergehendes Obdach in einem zufällig gerade am Wegrand liegenden Gutshaus. Das wird ihm durch den Hausherrn freundlich gewährt. Das Gewitter indes kommt gar nicht, es zieht in sicherer Entfernung vorbei. Der gesamte Rest besteht aus Gesprächen, die der junge Wandersmann mit dem sehr viel älteren Hausherrn führt, zudem mit einigen Personen, die er bei seinen in den folgenden Jahren regelmäßigen Gastaufenthalten auf dem Gut kennenlernt. Es geht um Kunst, Literatur, aber auch ausführlich um Gartenpflege, besonders Rosenzucht. Politik taucht lediglich als ferner Hintergrund auf, im Vorleben des Hausherrn. Die Tochter der Jugendliebe des Hausherrn heiratet der junge Mann am Schluss.

Adalbert Stifter ist sogleich, nachdem »Der Nachsommer« 1857 zum ersten Mal erschienen war, vorgeworfen worden, dass er allzu wortreich eine handlungslose, weltfremde, weil konfliktfreie Idylle beschrieben habe, die mit dem »wirklichen Leben« nichts zu tun habe. So kann man das sehen. Was mir aber demgegenüber entscheidend zu sein scheint: Stifters fast 70 Jahre altes Buch ist von einer nachgerade bestürzenden Aktualität. Sein Thema ist nämlich Bildung. Darum drehen sich die Gespräche. Dass Bildung, bei deren inhaltlicher Ausgestaltung es durchaus legitim ist, unterschiedliche Schwerpunkte zu setzen, einen langen Atem braucht. Dass Bildung charakterformend ist. Dass Bildung und Muße zusammengehören, die »zwecklose« Beschäftigung mit dem Schönen etwa. Und dass das Schöne und das Gute zusammengehören, uralte Philosophie.

Muße? Wer kennt, wer nutzt das Wort heute noch? Muße
 und Zeit sind untrennbar miteinander verbunden. Da wir
 keine Zeit (mehr) haben, sind wir unfähig zur Muße. Und die
 sozialen Medien sind die tödlichste Gefahr für die Fähigkeit
 zur Muße, die es wohl je gegeben hat. Und ein ohne Muße
 einfach nicht zu bewältigendes Buch wie »Der Nachsommer«
 ist gerade eine Provokation heute, die schlechterdings
 radikalste mögliche Absage nämlich an das 2.200-Zeichen-
 Diktat. Provokation? Da sind wir wieder beim (zwecklosen?)
 Latein (also beim Thema Bildung): »provocare« heißt nämlich
 herausfordern. Oder auch Einspruch einlegen. Legen wir also
 – in den kommenden Sommerwochen immerhin – Einspruch
 ein gegen die – übrigens im Kern einfach nur auf materielle
 Gewinnmaximierung ausgerichtete – Mußelosigkeit und neh-
 men den »Nachsommer« zur Hand. Als Buch. Ohne Werbe-
 einblendungen. Und mit Sendeschluss, selbstbestimmt, wenn
 uns die Augen zufallen. Oder wir am Strand einfach nur mit
 Muße auf die Wellen blicken, zwecklos, schön. Es lohnt. Ich
 verspreche es. Und ich nehme, da ich den »Nachsommer« ja
 letztes Jahr gelesen habe, Gottfried Kellers (1819-1890) »Der
 grüne Heinrich« als Sommerbuch mit. Der steht auch in »Die
 Klassiker der deutschen Literatur« (obwohl Keller natürlich
 Schweizer war). Und freue mich auf die, ach, ein Klacks, etwa
 600 Seiten.

Ich wünsche Ihnen allen einen muhevollen Sommer. Und freue mich auf unser Wiedersehen im Gerhart-Hauptmann-Haus, wenn im September unser Programmangebot wieder einsetzt. Dann haben Sie hoffentlich Zeit und Muße für uns. 10.855 Zeichen. Gratulation. Sie schaffen auch den »Nachsommer«. Bestimmt. Nehmen Sie die nächste Provokation an! Herzlich
Ihr

W. H. Hale

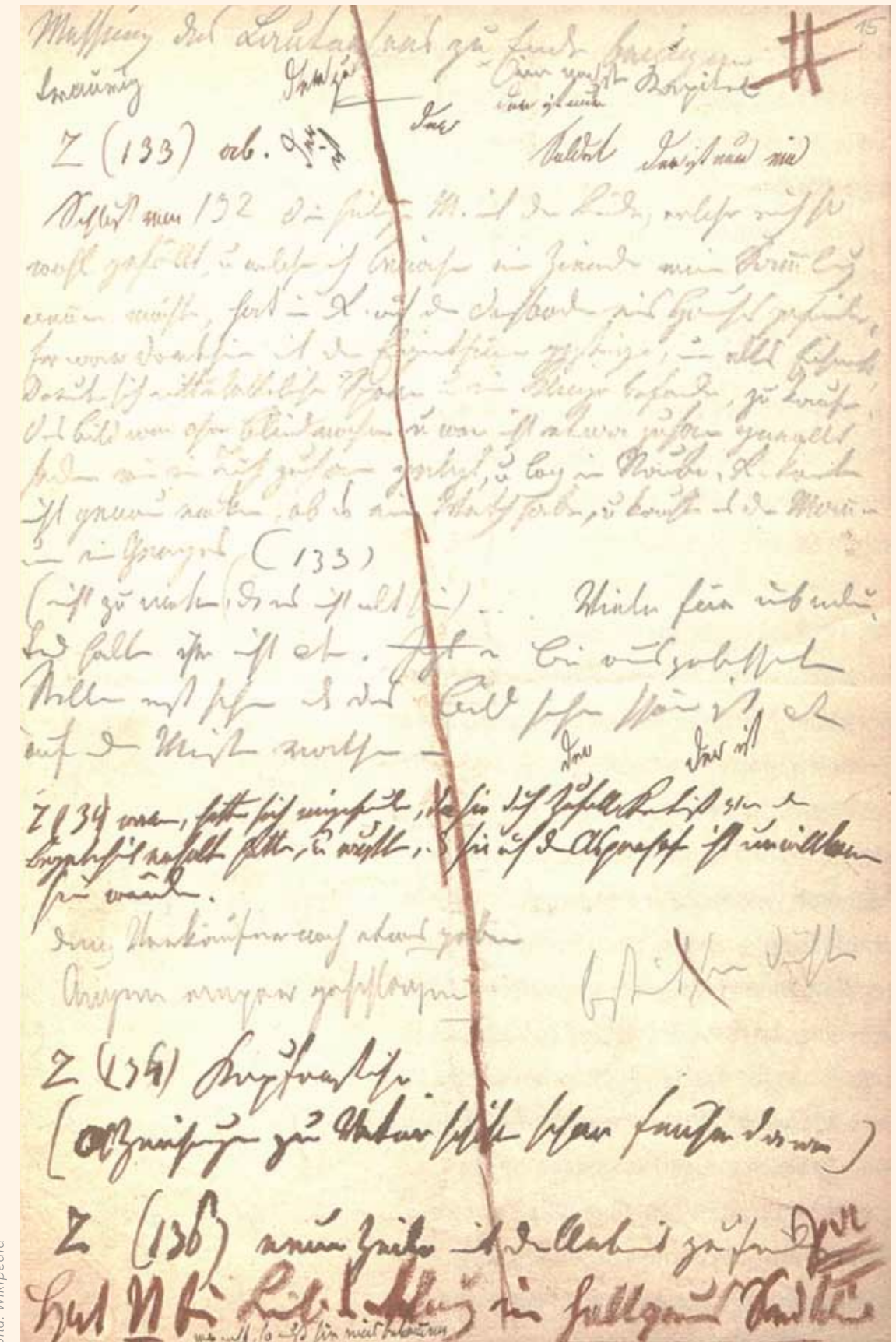


Bild: Wikipedia

WOJ 1/26

8 Peggy Patzschke



11 Mia Raben



16 Wilhelm der Letzte



24 Lost Shtetl Museum



27 Stadt der Migration



30 HOLO-VOICES



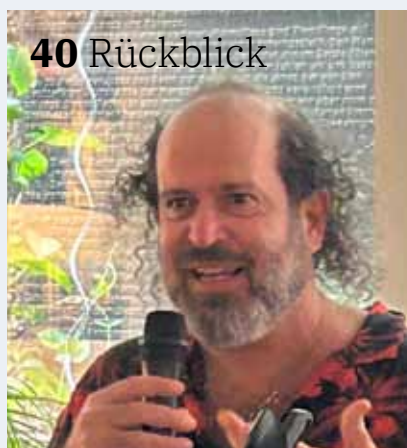
34 Bibliothek



36 75 Jahre GCJZ



40 Rückblick



58 Schlesisches Theater – Historie



60 Schlesisches Theater heute



62 Hans Lukaschek



68 Gerhart Hauptmanns Begräbnis



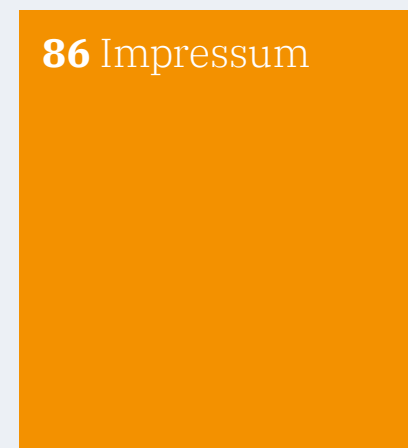
81 Kant-Museum



84 Nachruf Hans Maier



86 Impressum



87 Abonnement





Bildrechte: Peggy Patzschke

»Allein das Wissen um das Schicksal unserer Vorfahren verändert etwas«

Ein Interview mit der Journalistin und Autorin Peggy Patzschke

In ihrem Roman »Bis ans Meer«, der mit dem ZukunftErbe-Preis 2025 ausgezeichnet wurde, erzählt Autorin und Moderatorin Peggy Patzschke, wie das Schicksal unserer Eltern und Großeltern bis heute in uns nachwirkt. Im folgenden Interview spricht sie über weitergegebene Wunden und darüber, was wir von den Frauen der Kriegsgeneration lernen können, um trotz allem offen fürs Glück zu bleiben.

Liebe Peggy, in deinem Roman »Bis ans Meer« erzählst du von Liebe, Verlust und Wunden,

die über Generationen wirken. Warum ist es wichtig, über diese »leisen« Kriegsfolgen zu sprechen?

Viele Wunden sind unsichtbar – nicht nur auf dem Schlachtfeld. Auch der Verlust von Heimat ist ein Tod, der bis zu den Kindeskindern der Betroffenen wirkt. Flucht und Vertreibung bedeuten Abschied von allem und jedem – über Nacht, für immer. Es zerreißt einen, und diesen Schmerz trägt man weiter, ob man will oder nicht. Der Roman möchte helfen, diese seelischen Schäden zu verstehen.

Rund 21 Mio. Menschen in Deutschland sind »Kriegsenkel«. Woran erkennt man »vererbtes Gepäck«? Und wie ist Glück trotzdem möglich?

Weitergegebene Wunden sind wie ein Katapult, das uns in die Schrecken der Vergangenheit befördern kann, ohne dass wir selbst dabei waren – in Form unerklärlicher Ängste vor Situationen, Begegnungen, Entscheidungen. Manchmal als Depression, Beziehungsunfähigkeit oder Glücksblindheit. Therapien können helfen. Aber allein das Wissen um das Schicksal unserer Vorfahren verändert etwas.

Dein Buch macht weibliche Erfahrungen von Krieg, Flucht und Neubeginn sichtbar: Viele Frauen dieser Generation mussten die Familie allein durchbringen – ohne dafür als Heldinnen gefeiert zu werden. Was können wir von ihnen lernen?

Unsere Großmütter erlebten, dass Zusammenhalt darüber entscheidet, ob man überlebt, und dass es dabei auf Empathie, Hilfsbereitschaft und Verbindlichkeit ankommt. Mir macht Hoffnung, dass es immer Menschen gab, die nicht umgekehrt, sondern weitergegangen sind. Es ist viel Gutes in der Welt, und dafür lohnt es sich zu kämpfen. Durch schlimme Zeiten kommt niemand allein. Vielleicht brauchen wir auch mehr Frauen an der Macht, damit es keine Kriege mehr gibt.

Wenn du deiner Großmutter Frieda heute eine Frage stellen dürftest: Welche wäre das – und warum gerade diese?

Im Roman erzähle ich vom »Sich-selbst-nicht-verloren-Gehen« beim Versuch, ein Versprechen zu halten. Diese Fragestellung war der Ausgangspunkt des Schreibens. Schließlich suchen wir alle den einen Menschen, der bei uns bleibt, bei jedwedem Ende. Meine Großmutter würde ich gern fragen, ob sie es bereut hat, auf Karl zu warten – ihm so zu vertrauen. Kurz: Wie weit sollten wir für die Liebe gehen, und wann bringt uns Treue in Gefahr? Doch vermutlich sind die schönsten, intensivsten Dinge auf dieser Welt immer die zerbrechlichsten. Wohl der Preis für ihre Magie.

Du schreibst im Nachwort über Begegnungen auf Lesungen: Was hat dich an den Reaktionen der Leserinnen und Leser am meisten überrascht oder berührt?

Zunächst die Altersspanne. Sie reicht vom 85-jährigen Kriegskind bis zum 16-jährigen Azubi. Ebenso die Reaktionen: Wenn mir Menschen schreiben, dass sie mit meinen Heldinnen gelacht und geweint haben – und noch lange über sie nachdenken, wenn das Buch ausgelesen ist. Oder die feste Umarmung eines Menschen, der das Pfeifen der Bomben erlebt hat und mir so Danke sagen möchte – dafür, dass die, die er damals im Straßengraben verloren hat, wenigstens ein Postskriptum in unseren Geschichtserzählungen erhalten. Unvergesslich bleibt mir auch eine Urenkelin, die ihre Vorfahren nicht kennt und vom Phänomen »vererbte Wunden« kalt erwischt wurde. In dem Moment, als sie mir unter Tränen sagte: »Dann ist es also gar nicht meine Schuld, dass meine Beziehungen nicht halten?« konnte ich mit Händen greifen, dass sich ihre Zukunft verändert hatte.

Was möchtest du Menschen mitgeben, die spüren, dass die Vergangenheit ihrer Familie bis heute in ihnen nachwirkt?

Fragen Sie nach, solange Sie können. Begreifen Sie Schmerzhafte in Ihrer Familiengeschichte als Teil Ihres Weges. Aber gehen Sie weiter und vergessen Sie nie: Manchmal besteht Glück aus Sachen, die uns fehlen, etwa Dingen wie Krankheiten, Bedrohungen, einem menschlichen Verlust. Also ein Hoch auf alles Abwesende, das uns verschont. Dafür dürfen wir dankbar sein, denn das Leben ist trotz heftigster Einschläge immer ein Geschenk. ■

Kurz & Bündig

Peggy Patzschke (*1970) war über ein Jahrzehnt die Radiostimme Mitteldeutschlands. Heute arbeitet sie als Redakteurin und Moderatorin vor und hinter der Kamera für ARD, MDR und 3sat und hat einen Podcast. Sie lebt in Leipzig. »Bis ans Meer« ist ihr erster Roman. Mehr unter www.peggy-patzschke.de

Empfehlung aus unserer Bibliothek



Bild: Verlag

Peggy Patzschke
Bis ans Meer
Verlag Rütten & Loening Berlin 2025



Bild: Verlag

Peggy Patzschke: »Warum ich dieses Buch geschrieben habe«

Ich bin seit über 30 Jahren Journalistin und setze mich auch kritisch mit unserer deutschen Geschichte auseinander.

Meine klare Position dazu lautet: Das Leid, das der Zweite Weltkrieg über die Menschen brachte, ging von Deutschland aus. In meinem aktuellen Buch wollte ich nun die Geschichte meiner Großmutter und damit auch Einzelschicksale der deutschen Zivilbevölkerung während der Flucht und Vertreibung um das Kriegsende 1945 beleuchten. Das, was damals viele unserer Großmütter, Mütter und deren Kinder erlitten haben, ist nicht ins Verhältnis zu setzen mit den Schrecken der Judenverfolgung – aber ebenfalls ein wichtiger Teil unserer Geschichte. Und dieser wirkt bis in die Gegenwart. Auch aus Angst, jene Gräueltaten der Nazis zu relativieren, haben bis heute Millionen von Frauen und Familien still gelitten und ihre eigenen Wunden – etwa durch die Vertreibung aus Schlesien oder Ostpreußen, den Verlust ihrer Heimat und die Gewalt, die sie dabei erfahren haben – verschwiegen und verdrängt.

Viele der Frauen waren normale Menschen, keine Mittäterin-

nen, oder ihre Familien wurden selbst Opfer des NS-Regimes. Ein Verdrängungsprozess der eigenen Vergangenheit, der bis heute Narben in vielen – besonders ostdeutschen – Familien hinterließ und in dem sich zahlreiche Menschen, mit denen ich im Prozess der Recherche gesprochen habe, wiedererkennen.

Ich stelle die Frage: Haben es diese Frauen nicht auch verdient, dass wir ihren Schmerz und die historische Leistung, ihre Familien durch jenes Chaos bis zum Wiederaufbau unseres Landes zu führen, anerkennen und endlich gemeinsam verarbeiten?

Wenn wir das schaffen, können wir durch unsere eigene Geschichte das aktuelle Kriegs- und Fluchtgeschehen in Europa besser verstehen, besser miteinander leben und als Gemeinschaft empathischer handeln. Denn davon, was Kriege mit Menschen machen – ebenso wie Solidarität und Liebe – werden wir erneut Zeuge. Das ist der Grund, warum ich das Buch geschrieben habe und unseren Vorfahren noch einmal eine Stimme geben wollte. ■

Mia Raben (rechts) auf der Leipziger Buchmesse 2026 mit einer Leserin namens Jola, die ihr erzählte, sie sei Altenpflegerin



Bildrechte: Mia Raben

»Man muss sich nicht für eine Kultur entscheiden«

Mia Raben über ihren Roman »Unter Dojzen«, deutsch-polnische Identität und die Stimmen der Unsichtbaren

VON ILONA GONSIOR

Als Mia Raben im März bei uns im Gerhart-Hauptmann-Haus aus ihrem Debütroman »Unter Dojzen« las, wurde mir schnell klar, dass dieses Buch weit mehr ist als eine Geschichte über Pflege. Es erzählt von Menschen, die unsere Gesellschaft mittragen und doch oft unbeachtet bleiben. Es geht um Migration, Identität, Sprache, Vorurteile und die Frage, was Heimat eigentlich bedeutet. Zugleich zeichnet Mia Raben ein vielschichtiges Bild von Herkunft und einem Leben zwischen verschiedenen kulturellen Räumen. Gerade weil viele dieser Themen, die Mia Raben aufgreift, auch meine eigene Familiengeschichte berühren, wollte ich das Gespräch mit ihr über die Lesung hinaus unbedingt fortsetzen. Mich interessierte, wie ihre deutsch-polnische Familienge-

schichte in den Roman eingeflossen ist, warum sie die Perspektive einer polnischen Pflegekraft wählte und welche Rolle Literatur für die deutsch-polnische Verständigung spielen kann. Vor allem aber wollte ich mit ihr über die größeren Fragen sprechen, die »Unter Dojzen« aufwirft: über die deutsch-polnischen Beziehungen, Erinnerungskultur, das Leben zwischen zwei Kulturen, die Suche nach Heimat und darüber, warum es so wichtig ist, den Menschen eine Stimme zu geben, die in unserer Gesellschaft häufig übersehen werden.

Liebe Mia, wenn du dein Buch »Unter Dojzen« jemandem vorstellen würdest, der

es noch nicht kennt, welcher Gedanke oder welches Gefühl wäre dir am wichtigsten?

Mir ist der Gedanke sehr wichtig, den Menschen, die in unserer Gesellschaft meist unsichtbar bleiben, eine Stimme zu geben. Mein Roman wird aus der Perspektive der polnischen Altenpflegerin Jola erzählt. Diese große Gruppe in unserer Gesellschaft bleibt oft unsichtbar.

Gab es einen Moment, in dem du wusstest: Diese Geschichte muss ich erzählen?

Das war ein Prozess. Je mehr ich über das Thema private Altenpflege las, desto dringender wurde das Thema. Es sind ja nur Schätzungen, aber zwischen zweihundert- und dreihunderttausend Frauen aus Osteuropa arbeiten wohl hinter all den Türen...

Du bist Journalistin. Warum hast du dich entschieden, diese Geschichte als Roman zu erzählen und nicht als Reportage?

Zunächst wollte ich ein ZEIT-Dossier machen. Aber dort steht man mit hunderten Journalistinnen Schlange. Und je mehr ich las und mit betroffenen Frauen sprach, desto klarer entwickelte sich diese Innenansicht in mir. Ich wollte aus der Perspektive heraus schreiben, um die Gefühle und Nöte auch erfahrbar zu machen.

Welche Geschichte hast du beim Schreiben bewusst nicht erzählt – und warum?

Hm, da muss ich überlegen. Nicht erzählt ... Naja, die Vertreibungsgeschichte von Uschis Familie aus dem ehemaligen Ostpreußen – da wollte ich jetzt nicht so ins Detail gehen. Das haben die Vertriebenen selbst ja schon ausführlich genug gemacht. Ich finde, es ist Zeit, dass die polnischen individuellen Schicksale in der deutschen Öffentlichkeit Raum bekommen. Sie sind ja gewissermaßen auch Folgen des Krieges. Dadurch, dass die Westmächte die militärische Kontrolle Polens durch Stalin akzeptierten, konnte ja erst das ökonomische Ungleichgewicht entstehen, welches wir bis heute haben. Schaut man sich die Dynamik der polnischen Wirtschaft jetzt an, vielleicht nicht mehr lange. Dann wird vielleicht wahr, was ein etwas zynischer Diskussionsteilnehmer auf einer deutsch-polnischen Konferenz einmal sagte: Erst wenn deutsche Professoren in Warschau Klos putzen, ist das Gleichgewicht wieder hergestellt.

Deine eigene Familiengeschichte bildet auch einen Ausgangspunkt für das Buch. Wie hast

du persönliche Erinnerung und Recherche literarisch verarbeitet und wo ziehst du die Grenze zwischen Biografie und Fiktion?

Der Roman ist komplett fiktiv. Allerdings hatte meine polnische Mutter in den achtziger und neunziger Jahren Freundinnen, die bei uns in Hamburg übernachteten, wenn sie auf der Durchreise zu ihrem nächsten Job in der Altenpflege waren. Erfahrungen, die wirklich tief mit in das Buch eingeflossen sind, betreffen eher meine Erfahrung, zugleich polnische und deutsche Anteile in mir zu haben. Der Roman ist ein Versuch, diese irgendwie miteinander zu versöhnen. Das ist nicht leicht und wird daher wohl mein Leben bis zum Ende in Anspruch nehmen (lacht).

Wie viel deiner eigenen Biografie steckt in der Wahrnehmung deiner Protagonistin Jola?

Es steckt vieles meiner Wahrnehmung polnischer Frauen in Deutschland in meiner Figur Jola. Natürlich habe ich selbst keinen Pflegeberuf ausgeübt, aber ich weiß aus vielen Gesprächen mit polnischen Altenpflegerinnen, wie sie die Situation in den deutschen Familien wahrgenommen haben. Dazu kommt meine Erfahrung als Kind einer polnischen Mutter in Deutschland. Das sind bestimmte Wahrnehmungsmuster, die sich bei vielen polnischen Frauen in Deutschland wiederfinden. Zum Beispiel das mangelnde Interesse an der Herkunft, die Voraussetzung, dass man immer alles macht, was von einem verlangt wird, zum Beispiel Fensterputzen und Rasenmähen, wenn man eigentlich nur die Oma betreuen soll. Darüber machen Polen in Deutschland auch Witze, so eine Art schwarzer Humor. Auch die Unsicherheit, in der deutschen Öffentlichkeit Polnisch zu sprechen, ist etwas, das ich aus meiner Erfahrung kenne, aber das alles ändert sich gerade sehr stark.

Viele Menschen mit Migrationserfahrung beschreiben ein Leben »dazwischen«. Was bedeutet dieses »Zwischen« für dich persönlich und welche Rolle spielt dabei der Begriff »Heimat«?

Diese Erfahrung, dass man zwischen zwei Ländern wie Deutschland und Polen lebt, kennen hunderttausende Menschen polnischer Herkunft in Deutschland. Ein polnischer Handwerker, der viele Jahre für uns gearbeitet hat, berichtete, dass er in Masuren als Niemiec bezeichnet wurde, also als Deutscher, und in Deutschland immer der Pole war. Einerseits verliert man eine klare Zugehörigkeit, andererseits gewinnt man das Gefühl von Freiheit, dass man also auch woanders leben könnte. Aber diese Erfahrung ist universell für Men-

Recherchen auf dem jüdischen Friedhof von Lodz



Bildrechte: Mia Raben

schen, die in Bewegung sind. Auch viele türkischstämmige Deutsche haben mir das beschrieben. Es kommt immer darauf an, welche Persönlichkeit man hat. Ob einem Menschen das gut tut, keine, eine feste Heimat zu haben, sondern eben irgendwann festzustellen, dass die Heimat vielleicht eher mit Menschen zu tun hat und nicht mit einem bestimmten Ort. Was die Sprache angeht, würde ich sagen, dass Sprache Heimat sein kann. In meinem Roman fühlt Jola sich auf einmal wie zu Hause, als sie in der Hamburger Familie mit Kuba, dem Handwerker, Polnisch sprechen kann.

Welche Rolle spielt Sprache für Identität, gerade zwischen Deutsch und Polnisch?

Es war mir wichtig, den deutschen Lesenden ein Gefühl davon zu vermitteln, wie polnische Muttersprachler Deutsch sprechen. Man kennt ja den polnischen Akzent. Viele empfinden ihn als melodisch, lustig, sympathisch, aber es gibt auch jene, die die perfekte deutsche Sprache als Ziel ansehen, welchem sich Zugewanderte annähern müssen. Das sehe ich ganz anders. Ich würde trennen zwischen gesprochener Sprache und literarischer Sprache, in der Wahrnehmung der meisten Menschen. Mir war wichtig, dass die gesprochene Sprache

eines Polen in Deutschland sichtbar und fühlbar wird. Denn Deutsch mit polnischem Akzent ist meine Muttersprache. Da kann man auch hier und da mal einen Artikel weglassen, da spricht man bestimmte Sachen anders aus, aber für mich sind sie deswegen nicht falsch, sondern einfach anders.

Der Begriff »Dojczen« ist im Buch zentral. Was bedeutet er für dich und hat sich seine Bedeutung im Laufe deiner Recherchen und deines Schreibens verändert?

Den Begriff »Dojczen« habe ich mir von dem polnischen Schriftsteller Andrzej Stasiuk ausgeliehen. In seinem Buch »Dojczland« beschreibt er seine Erfahrungen als polnischer Schriftsteller, der auf Lesereise in Deutschland ist. Das ist alles sehr ironisch und auf makabere Weise lustig. Das Wort führt zu einer Irritation, die vielleicht neugierig macht. Hat sich meine Wahrnehmung dieses Wortes, dieser Schreibweise, im Laufe der Recherchen, im Laufe des Schreibens geändert? Was sich geändert hat, ist die Bandbreite der Erfahrungen, verschiedener Reaktionen auf dieses Wort. Während einige Menschen belustigt darauf reagieren, hatte ich auch das

Gefühl, dass sich manche Deutsche angegriffen fühlen. Es gibt Deutsche, die nicht wahrhaben wollen, dass in der Beziehung zwischen Polen und Deutschland gewisse Asymmetrien weiter bestehen. Das wird noch eine Weile dauern, bis alte, transgenerational wirksame Traumata und Stereotype überwunden sind.

Welche Rolle spielt Humor in deinem Buch, besonders im Umgang mit Migrationserfahrungen?

Für mich spielt Humor insgesamt eine sehr wichtige Rolle. Nicht nur beim Schreiben, sondern auch im Leben. Ich bin dankbar für jeden Komiker, jede Autorin, jeden Theatermacher, die das Thema der Migrationserfahrung mit Humor bearbeiten. Guter Humor tut dir weh. Und ich denke, dass wir mit Humor vieles ertragen können, was ohne ihn viel zu entsetzlich ist, um sich pausenlos damit zu beschäftigen. Dabei ist die Beschäftigung mit diesem Thema wahnsinnig wichtig. Mein Onkel in Polen erzählte immer Witze über Deutsche. Das ist der schwarze Humor, mit dem ich aufgewachsen bin. Ich kann auch verstehen, wenn jemand das zuvor erwähnte Bild von den Professoren aufgreift, die erst in Warschau Toiletten putzen mussten, damit die deutsch-polnischen Beziehungen symmetrisch werden. Das klingt hart, aber es zeigt, wie tief die Verletzungen auf polnischer Seite sind und wie wichtig es ist, die andere Perspektive einzunehmen und wirklich Interesse zu zeigen.

Welche deutsch-polnischen Missverständnisse oder Stereotype begegnen dir am häufigsten im Alltag, und welche davon hast du bewusst literarisch genutzt?

Ich habe versucht, diejenigen Stereotype zu beschreiben, die den polnischen Altenpflegerinnen begegnet sind. Da war eine Berliner Dame, die sehr erstaunt war, dass ihre polnische Pflegerin tatsächlich eine bestimmte Oper kannte. Ganz so, als wäre es schwer vorstellbar, dass polnische Arbeiterinnen in Deutschland kulturell gebildet seien. Dabei gehört Polen zu den Ländern, in denen die Kultur am allerhöchsten geschätzt wird, nicht nur die nationale Kultur, sondern auch die Kulturen anderer Länder. Mittlerweile begegnen mir persönlich jetzt andere Stereotype über Polen, etwa die des rasanten polnischen Wirtschaftswachstums. Hier greift wieder das Stereotyp des arbeitenden Volkes, das sich jetzt anstrengt, wirtschaftlich voranzukommen. Menschen denken eben gerne in Schubladen.

Dein Roman erscheint in einer Zeit, in der

Pflegekrise und Arbeitsmigration intensiv diskutiert werden. Wie politisch wolltest du sein?

Was mich schon aufregt, ist, dass der ganze Sektor der privaten Pflege Zuhause häufig nicht reguliert ist. Da ist immer noch zu viel Raum für die systematische Aushebelung des deutschen Arbeitsrechts. Es wird ja immer noch fröhlich geworben mit Pflegekräften, die 24 Stunden und sieben Tage die Woche zur Verfügung stehen. Ich bin mir sicher, dass die Politik weiß, dass man ohne Ausbeutung ausländischer Pflegekräfte in Deutschland vor gigantischen Problemen stünde, die noch größer sind als die, die jetzt schon diskutiert werden. Ausländische Pflegekräfte in Deutschland haben einfach keine starke Lobby. Sie müssen selbst sehen, wie sie sich irgendwie absichern, damit sie gut behandelt werden.

Welche Reaktionen aus der Pflegebranche oder von Leserinnen und Lesern haben dich besonders berührt oder überrascht?

Bei meinen Lesungen sitzen immer Menschen, die selbst mit polnischen Pflegekräften zu tun hatten oder haben. Viele von ihnen sind sich der Probleme dieser Gruppe bewusst. Aber die meisten haben noch nicht in der Tiefe über das Schicksal dieser hunderttausenden Frauen nachgedacht. Ich spüre dann eine Dankbarkeit dafür, dass ich die Sachen anspreche und benenne in meinem Roman. Das sind oft schöne Begegnungen, meistens mit Frauen, die eine starke Solidarität empfinden mit diesen Pflegekräften. Es kommt auch vor, dass Polen im Publikum sitzen, die mir ihre Geschichte erzählen. Dieses Teilen von sehr intimen Erfahrungen bereichert mich und bestärkt mich in dem Gefühl, dass mein Thema sehr wichtig ist.

Wie erlebst du die deutsch-polnischen Beziehungen auf gesellschaftlicher Ebene heute im Alltag?

In meinem persönlichen Alltag empfinde ich die deutsch-polnischen Beziehungen als sehr freundschaftlich und zugewandt. Und doch gibt es auf beiden Seiten immer noch Grenzen der Wahrnehmung und des Interesses. Es ist sehr kompliziert, wenn auf polnischer Seite weiterhin Reparationsforderungen gestellt werden, die deutsche Seite aber nicht bereit ist, konkret darüber zu sprechen, aus Angst, es könnten riesige Rechnungen für alles aufgestellt werden, was während der deutschen Okkupation zerstört und vernichtet wurde. Da wird mir manchmal Angst und Bange. Ob das polnische Haus in Berlin jemals gebaut werden wird? Sagen wir mal so: Die Beziehungen auf politischer Ebene waren schon mal besser, aber gesellschaftlich und zwischenmenschlich, denke ich,

wird es immer enger und vernetzter. Leider vernetzen sich auch rechte Gruppen miteinander. Das sind ganz seltsame Verbindungen, auch zwischen Jugendlichen, die sich jeweils auf ihrer Seite im nationalen Sumpf suhlen und sich von Europa abwenden wollen und sich in dieser jeweils nationalen Suhlerei miteinander verbünden. Sehr, sehr schräg. Am Ende geht es, denke ich, immer um den Sinn der eigenen Existenz. Und wenn man den nur im Nationalen findet, dann läuft gesellschaftlich einiges schief. Wir müssen über ein solidarisches, sozial gerechteres Europa sprechen, und zwar mit allen Nationen Europas. Der Schutz von Minderheiten ist nicht diskutabel und sollte es nirgendwo auf der Welt sein. Gerade Deutschland und Polen müssten das längst wissen. Stellen wir uns vor, es gäbe eine deutsch-polnische Lobby für alleinerziehende Mütter. Ich denke, die deutsch-polnischen Beziehungen wären ein Fest der gegenseitigen Unterstützung, Liebe und Solidarität.

Was wünschst du dir für die Zukunft des kulturellen Austauschs und für die deutsch-polnische Verständigung der nächsten Generation?

Ich wünsche mir mehr finanzielle Unterstützung von beiden Staaten für Initiativen, die die deutsch-polnische Freundschaft auf zivilgesellschaftlicher Ebene festigen. Ich denke an Projekte, die den Schwächsten in der Gesellschaft helfen.

Was würdest du jungen Menschen raten, die zwischen zwei Kulturen aufwachsen und ihre eigene Stimme suchen?

Jungen Menschen, die zwischen den Kulturen aufwachsen, würde ich raten, die eigene Stimme nicht im Nationalen zu suchen. Man muss sich nicht für eine Kultur entscheiden. Die eigene Stimme zu finden, ist ein lebenslanger Prozess. Man verändert sich ja auch mit den Jahrzehnten. Aber die eigene Kultur und die eigene Geschichte zu kennen, ist auf jeden Fall ein guter Anfang.

Was wünschst du dir, dass deine Leserinnen und Leser aus »Unter Dojczen« für sich mitnehmen?

Vielleicht der Gedanke, dass es Menschen in Deutschland gibt, die unsichtbar sind. Und dass man vielleicht hier und da etwas genauer hinschaut, in welcher Arbeitssituation sich Menschen in Deutschland befinden. Natürlich finde ich es auch immer schön, wenn in Deutschland Interesse für Polen, polnische Kultur, polnische Sprache geweckt wird.

Und zum Schluss: Arbeitest du bereits an einem neuen Projekt, und wenn ja, in welche Richtung zieht es dich?

In meinem aktuellen Roman-Projekt zieht es mich nach Łódź. Das ist die Heimatstadt meiner Mutter. Ich kenne Łódź aus meiner Kindheit, aus meiner Jugend und auch aus meiner Zeit, als ich in Polen als Journalistin gearbeitet habe. Ich habe dort Familie und Freunde und empfinde die Stadt daher als zweite Heimat. Gleichzeitig ist die Stadt sehr faszinierend. Die einzigartige Geschichte einer polnisch-deutsch-jüdischen Textilmetropole in Osteuropa. Es wird also ein sehr persönliches Buch, in dem auch die Geschichte der Stadt eine Rolle spielen wird, insbesondere das Jahr 1968, welches in Polen eine ganz andere Bedeutung hat als im Westen, aber dazu mehr in meinem Roman (lacht). ■

Kurz & Bündig

Mia Raben, geboren 1977 als Tochter einer polnischen Mutter und eines deutschen Vaters, ist Journalistin und Autorin. Sie arbeitete als freie Korrespondentin in Warschau und studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Hamburg. »Unter Dojczen« ist ihr erster Roman.

Soziales Engagement

Mit viel Herzblut engagiert sich Mia Raben bei dem Berliner Verein Barka e. V., der sich für obdachlose und wohnungslose EU-Bürgerinnen und -Bürger aus Mittel- und Osteuropa einsetzt. Der Verein bietet aufsuchende Straßensozialarbeit, sozialrechtliche Beratung sowie Unterstützung bei der Job- und Wohnungssuche – kostenlos, vertraulich und mehrsprachig (Deutsch, Polnisch, Englisch). Barka e. V. geht auf die 1989 in Polen gegründete Barka-Stiftung für gegenseitige Hilfe zurück und ist heute Teil eines internationalen Netzwerks mit Projekten in mehreren europäischen Ländern. Weitere Informationen unter www.barkade.eu

Empfehlung aus unserer Bibliothek



Bild: Verlag

Mia Raben
Unter Dojczen
KJona Verlag 2024

Wilhelm der Letzte.

Zum 85. Todestag Kaiser Wilhelms II. (1859–1941)

VON WINFRID HALDER

Wie immer man zu ihm als historische Persönlichkeit stehen mag, eines ist klar: Wilhelm II. war der letzte deutsche Kaiser und König von Preußen. Ein um Gerechtigkeit bemühtes Urteil über den letzten Monarchen aus dem Haus Hohenzollern wird indes schwerlich anders als höchst zwiespältig ausfallen.

Die Geburt des ersten Kindes des damaligen preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (später Kaiser Friedrich III., 1831–1888) und seiner aus dem britischen Königshaus stammenden Ehefrau Victoria (1840–1901) am 27. Januar 1859 war schwer und kostete die erst 18-jährige Mutter und ihr erstes Wunschkind beinahe das Leben. Der ersehnte männliche Thronfolgekandidat überlebte knapp; alsbald wurden indes diverse Geburtsschäden deutlich, nicht zuletzt die teilweise gelähmte linke Hand. So setzte eine Kindheit ein, die von unausgesetzten Versuchen geprägt war, den vermeintlichen »Makel« zu korrigieren. Schon das Kleinkind wurde Behandlungsmethoden unterworfen, die heute nur als schwere Misshandlungen betrachtet werden können, darunter

Wilhelm II. im Exil in Amerongen 1919



Bild: Wikipedia

Elektroschocks. Die Hand blieb dauerhaft gelähmt, der heranwachsende Knabe wurde vom vollkommen empathielosen Erzieher Dr. Dr. Georg Hinzpeter (1827–1907) dennoch gezwungen, trotz zahlreicher Stürze das Reiten mit nur einer Hand zu lernen. Die Eltern hatten Hinzpeter eigens ausgesucht und ließen ihn gewähren, denn neben der obligatorischen Ausbildung zum Offizier (als 10-jähriger trat Wilhelm in die Armee ein) sollte der Prinz möglichst viel Bildung erwerben. Er wurde als erster thronfolgeberechtigter Hohenzoller auf ein öffentliches Gymnasium geschickt und später auf die Bonner Universität, wo er in nur vier Semestern ein buntes Fächerpotpourri von Philosophie über Kunstgeschichte bis Jura und Volkswirtschaft zu absolvieren hatte, aber kein reguläres, zielgerichtetes Studium, stets mit Hinzpeter im Nacken, der – geradezu das Urbild des keinerlei Nachlässigkeit duldenden »Paukers« – auf rigorose Arbeitsdisziplin drang. Die Mutter bestand darauf, dass der älter werdende Sohn ihr regelmäßig in englischer Sprache schrieb; die Briefe bekam er zurück, wenn Victoria darin die Fehler mit Rotstift korrigiert hatte. Überaus ehrgeizige Eltern, denen noch sieben weitere, scheinbar »unbeschädigte« Kinder beschieden waren, ein intellektuell mäßig begabtes, körperlich eingeschränktes ältestes, ergo thronfolgeberechtigtes Kind – eine fatale Kombination. Wilhelm lernte sehr rasch die linke Hand zu verste-

cken; kein deutscher Monarch wurde in allen Lebensphasen so häufig fotografiert wie er, immer, wirklich immer versuchte er die Behinderung »unsichtbar« zu machen. Um zu verstehen, dass eine derartige Kindheits- und Adoleszenzgeschichte nicht ohne Folgen für die Ausbildung der Persönlichkeit des künftigen Herrschers bleiben konnte, dazu bedarf es keines Psychologiestudiums. Die prononcierte politische Opposition gerade zur eher liberal eingestellten und den Vater dominierenden Mutter, ist nur ein Aspekt, das lebenslang von vielen Zeitgenossen als überaus großspurig und sprunghaft wahrgenommene Auftreten des wohl stets innerlich verunsichert Bleibenden, ein anderer. Die schwadronierende »Schneidigkeit« des fast immer in Uniform Auftretenden, aber auch – endlich befreit vom elterlich diktierten und von Hinzpeter exekutierten Zwangsfleiß – die lebenslange Unlust zu kontinuierlicher und konzentrierter Arbeit, das offenkundig evasive Dauer-Verreisen, fort von den Hauptstadt-Pflichten, all das mutet wie das Echo einer von höchsten Leistungserwartungen geprägten und zugleich emotional unterversorgten Kindheit und Jugend an.

Dass Wilhelm durch den frühen Krebstod seines erst 57-jährigen Vaters, der gerade einmal drei Monate lang deutscher Kaiser und preußischer König gewesen war, als 29-Jähriger im Juni 1888 den Thron bestieg, läutete die letzte Phase der Geschichte des erst 1870/71 gegründeten preußisch-deutschen Kaiserreichs ein. An dessen Untergang dann im Ersten Weltkrieg wird Wilhelm II. bis heute und gewiss nicht zu Unrecht ein hohes Maß an Mitverantwortung zugemessen. Der Rauswurf des damals weithin unbeliebten, danach nicht zuletzt durch eigenes Zutun umso stärker mythenumrankten ersten Reichskanzlers Otto von Bismarck (1815–1898) im März 1890 stellte da für viele Betrachter nur eine Etappe dar. Der zu diesem Zeitpunkt 74-jährige Bismarck vergalt dem Kaiser, dem er Treue geschworen hatte, die Verabschiedung gegen seinen Willen mit lebenslangem Hass und mit offenen, mehr noch mit verdeckten publizistischen Attacken, die zum Teil als Hochverrat zu betrachten es gute Gründe gibt.

Wilhelm II. wollte das deutsche Kaiserreich, dessen von Beginn an problematischer Situierung im Zentrum Europas zum Trotz, ehrgeizig im Kreis der Groß- und nicht zuletzt auch der Kolonialmächte halten. Er war auch ein Kind des Zeitalters des Hochimperialismus, in dem dergleichen als »normal« galt. Die Flotten- und die Kolonialpolitik kollidierte rasch mit dem, was die Regierungen in London, Paris und St. Petersburg für das »nationale Inte-

resse« Großbritanniens, Frankreichs und Russlands hielten. Der Wiener Bundesgenosse, Österreich-Ungarn unter dem uralten Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916), längst von internen nationalen Konflikten zerrissen, sorgte eher für zusätzliche Be-, denn Entlastung. Das komplizierte Geflecht von Interessen und Gegen-Interessen zwischen den europäischen Großmächten hätte zweifellos eines klügeren Kopfes bedurft, als ihn Wilhelm II. hatte, um es ohne kriegerischen Konflikt in eine wie auch immer geartete Form von Ausgleich(en) zu führen. Ob das überhaupt möglich war, darf allerdings wohl mit Fug bezweifelt werden. Ein starres Festhalten an Bismarcks dann ex post verkürter Bündnispolitik, deren Kalkül nicht zuletzt auf dem Hintergehen von Bündnispartnern durch Geheimabsprachen mit anderen Mächten beruhte (so im Falle des viel berufenen »Rückversicherungsvertrages« mit dem russischen Zarenreich gegenüber Österreich-Ungarn), wäre dazu sicherlich nicht geeignet gewesen. Kaiser Wilhelm II. hat viele Fehler gemacht, die Zahl seiner verbalen Entgleisungen ist Legion. Damit hat er viel Schaden angerichtet, für sein Land und für sich selbst. Ein Kriegstreiber war er nicht. Sein Erschrecken, als in der »Juli-Krise« von 1914 die kriegerische Bündnismechanik Fahrt aufnahm, ist gut belegt. Ein letzter, dann doch zu zaghafter Versuch, sich dem entgegenzustellen, scheiterte auch am Durchsetzungswillen der hochrangigen Militärs, die glaubten, dass ihre Strategie nur Aussicht auf Erfolg hatte, wenn der ihnen unvermeidlich erscheinende Krieg so schnell wie möglich eröffnet wurde. Bezeichnend ist zudem, dass Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921) und auch Außenstaatssekretär Gottlieb von Jagow (1863–1935) Wilhelm II. zu Beginn des Juli

Kaizer Wilhelm II. hat viele Fehler gemacht, die Zahl seiner verbalen Entgleisungen ist Legion. [...] Ein Kriegstreiber war er nicht.

1914 nachdrücklich darin bestärkten, wie gewohnt seine alljährliche sommerliche Urlaubsreise auf der kaiserlichen Yacht anzutreten. Wenige Tage nach der politisch motivierten Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand (1863–1914) am 28. Juni 1914 im bosnischen Sarajewo – welche die bis dahin gefährlichste Krise der europäischen Politik auslöste –, begab sich der deutsche Kaiser also auf eine mehrwöchige Schiffsreise,

auf der er unter den damaligen technischen Bedingungen nur zeitweilig erreichbar war. Erst am 27. Juli 1914, also einen Tag bevor Österreich-Ungarn Serbien, das man in Wien für mitverantwortlich für den Mord an Franz Ferdinand hielt, den Krieg erklärte und damit die Kette der folgenden wechselseitigen Kriegserklärungen aller europäischen Großmächte auslöste, war Wilhelm II. wieder in der Reichshauptstadt Berlin. Bethmann Hollweg und Jagow, beide zunächst keineswegs auf Kriegskurs festgelegt, wollten offenbar eines erreichen: nämlich das »Störpotential« des notorisch sprunghaften Kaisers

Prinz Wilhelm 1874 in altpreußischer Uniform



1877 als Abiturient



Bild: Wikipedia

in der prekären Situation immerhin reduzieren. Und dass der Monarch sich wegschicken ließ, mindestens insgeheim wohl nur allzu gerne, lässt auch tief blicken.

Nach Kriegsbeginn glaubte Wilhelm II. die ihm vermeintlich bestimmte Rolle des »obersten Feldherrn« spielen zu müssen und war doch rasch nur noch eine Randfigur. Manche Historiker sprechen gut begründet vom »Schattenkaiser« seit dem Sommer 1914.

Er durfte Truppenbesuche machen, natürlich knallten vor ihm weiterhin alle Militärs mit den Hacken, spätestens die sogenannte Dritte Oberste Heeresleitung unter Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg (1847–1934), mehr noch unter General Erich Ludendorff (1865–1937) (seit August 1916), stellte doch neben den militärischen auch die politischen Weichen. Als deren Entscheidung für den »unbeschränkten U-Bootkrieg« im Frühjahr 1917 die bis dahin formal neutralen Vereinigten Staaten von Amerika in den Krieg zog, war der Untergang des Kaiserreichs gewiss, auch wenn man zuvor noch Wilhelms Vetter, Zar Nikolaus II. (1868–1918), geschlagen und ziemlich zielgerichtet der mörderischen Revolution der Bolschewiki unter Wladimir

Nicht wenige Menschen, die eigentlich der Monarchie [...] möglicherweise treu geblieben wären, verübelten Wilhelm II. den schmachlichen Abgang ins Exil in den neutralen Niederlanden.

I. Lenin (1870–1924) den Weg geebnet hatte. Denn ohne die Unterstützung der deutschen Militärführung wäre der charismatische Anführer der russischen Linksradien schwerlich aus dem Schweizer Exil zurück nach St. Petersburg gelangt.

Auch im November 1918, als im hungernden, militärisch geschlagenen Kaiserreich die kaiserliche Marine mit der Meuterei begann, weil die Mehrheit der Matrosen nicht bereit war, sich in eine gänzlich sinnlose »Endschlacht« schicken zu lassen, und Teile des vom vierjährigen Blutbad in den Schützengräben dezimierten Heeres folgten, und als sich die Mehrheits-Sozialdemokraten im Reichstag unter Friedrich Ebert (1871–1925) und Philipp Scheidemann (1865–1939) weit mehr nolens denn volens anschickten, die politische Führung zu übernehmen, fehlte Wilhelm II. die rechtzeitige Einsicht. Er dankte nicht ab, sein Scheitern einräumend und Verantwortung

explizit übernehmend, er wurde vielmehr zur Abdankung gezwungen. Nicht wenige Menschen, die eigentlich der Monarchie, sei es auch in einer wie in Großbritannien parlamentarisch bestimmten Form, möglicherweise treu geblieben wären, verübelten Wilhelm II. den schmachlichen Abgang ins Exil in den neutralen Niederlanden.

Der junge Kaiser Wilhelm II und Fürst Bismarck in Friedrichsruh, vermutlich 1888

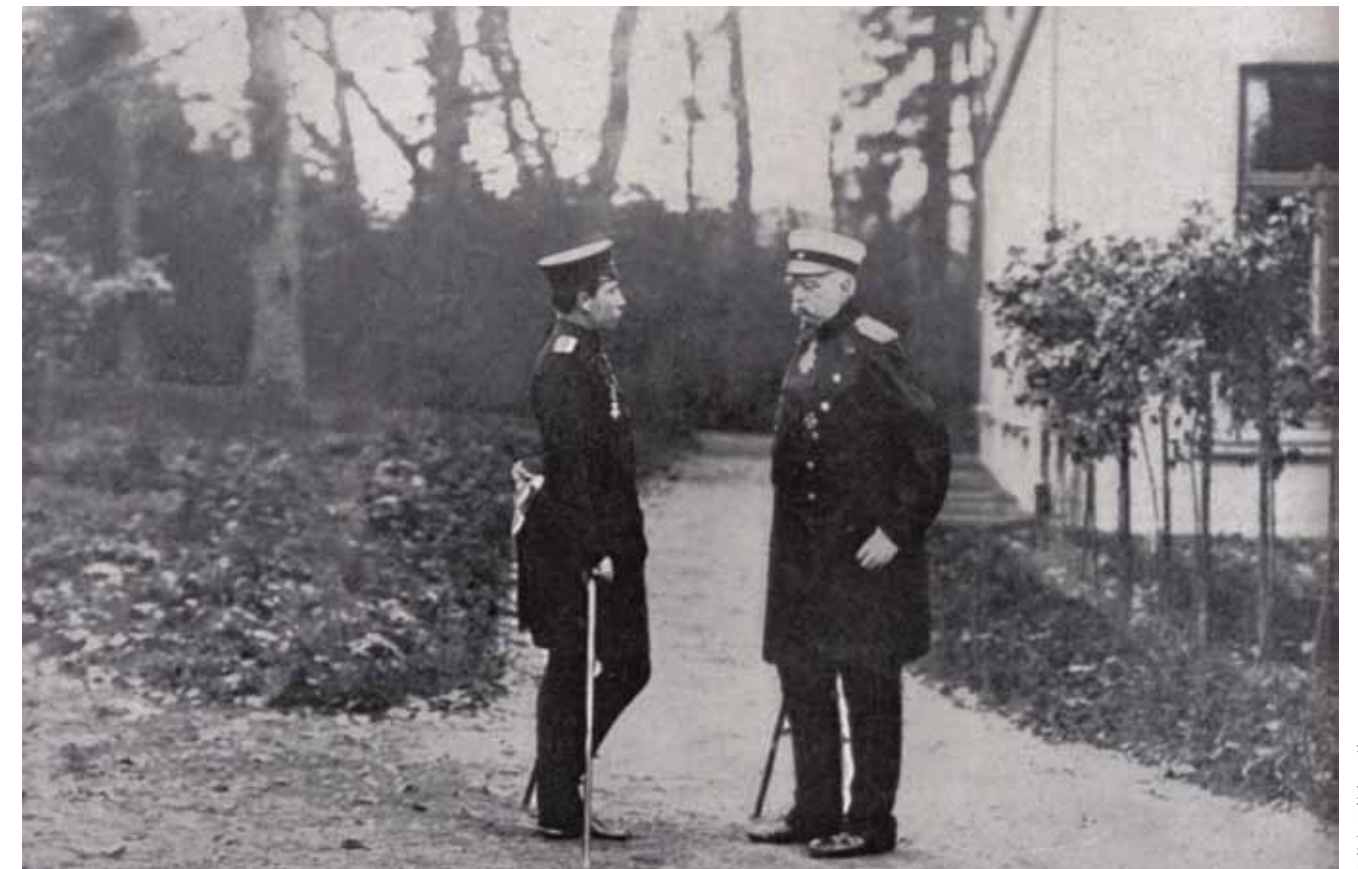


Bild: Wikipedia

Der ungebetene Gast löste dort keine Begeisterung aus, rechtliches Denken indes gewährte ihm Asyl. Und die inzwischen gegründete erste deutsche Republik, genannt die Republik von Weimar, gestand dem ehemaligen Monarchen in großzügigster Weise die Wahrung dessen zu, was er als sein Privateigentum betrachtete. So blieb er ein wohlhabender Mann, der sich im niederländischen Doorn (unweit von Utrecht) einen repräsentativen Wohnsitz leisten konnte. Wilhelm von Hohenzollern verblieben im Exil noch mehr als zwei Lebensjahrzehnte, um – möglicherweise – eine selbstkritische Bilanz zu ziehen. Gelungen ist ihm das freilich nicht, die beiden Memoiren-Bände, die er schrieb, nein, natürlich diktierte (erschieden 1922 bzw. 1926)¹, zeigen dazu nicht einmal ernsthafte Ansätze. Realitätsfern blieben auch seine Ambitionen auf eine Rückkehr auf den Thron, die er nie völlig aufgab, obwohl zu keinem Zeitpunkt auch nur entfernt deren Verwirklichung in Aussicht stand. In jüngerer Zeit wurde heftig gestritten über das Verhältnis von verschiedenen Mitgliedern des Hauses Hohenzollern zur Entstehung der nationalsozialistischen Diktatur. Die Rolle, die diesbezüglich insbesondere zwei der Söhne Wilhelms II.

spielten, nämlich der vormalige Kronprinz Wilhelm (1882–1951) und dessen jüngerer Bruder August Wilhelm (1887–1949), bedarf zweifellos einer gesonderten Betrachtung. Anders als der ehemalige Kaiser hielten sich beide auch nach 1918 bzw. 1933 mindestens zeitweilig in Deutschland auf und versuchten politischen Einfluss auszuüben, teilweise in direktem Kontakt mit Vertretern der NS-Partei. Auch die zweite Ehefrau Wilhelms, Prinzessin Hermine von Schoenaich-Carolath (1887–1947), die er bald nach dem Tod seiner ersten Ehefrau, Kaiserin Auguste Victoria (1858–1921), im November 1922 im niederländischen Exil geheiratet hatte, reiste mehrfach nach Deutschland und traf NS-Vertreter, einmal sogar Hitler (1889–1945) persönlich (bereits 1926). Hermine hat offenkundig bei Wilhelm II. die Illusion genährt, die NS-Bewegung könne ihm den Weg zur Rückkehr auf den Thron ebnen. Sie war auch maßgeblich daran beteiligt, dass zwei Besuche Hermann Görings (1893–1946) in Doorn zustande kamen, die 1931 und 1932 erfolgten. Diese blieben freilich ohne greifbare Ergebnisse – tatsächlich dachte niemand in den obersten Rängen der NS-Führung je ernsthaft daran, die Wiedererrichtung der Monarchie in Deutschland anzustreben, auch wenn man zeitweilig einen vordergründigen Schulterschluss mit Vertretern des Hauses Hohenzollern für propagandistisch nützlich hielt. Und Wilhelm II. wäre für dergleichen Bestrebungen als Person wohl am allerwenigsten infrage gekommen. Denn kennzeich-

¹ Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878–1918, Leipzig, Berlin 1922 u. Ders.: Aus meinem Leben 1859–1888, 6. Aufl., Berlin, Leipzig 1927.

Wilhelm II. in der Uniform eines türkischen Feldmarschalls



Wilhelm II. in der Uniform eines »Todeshusaren«



Bilder: Wikipedia

nend ist auch, dass die Vertreter der rechtsradikal-völkisch-antisemitischen und aggressiv nationalistischen Kräfte, die sich im Kaiserreich im 1891 gegründeten »Alldeutschen Verband« gesammelt hatten, Wilhelm II., seinen beständigen verbalen Kraftmeiereien zum Trotz, schon vor 1914 für »zu weich« hielten und zu den schärfsten Kaiser-Kritikern gehörten. Heinrich Claß (1868–1953), seit 1908 Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes, publizierte 1912 (zunächst unter Pseudonym) mit dem Buch »Wenn ich der Kaiser wär« ein rasch zum Bestseller avancierendes Pamphlet, das darauf abzielte zu verdeutlichen, was Wilhelm II. angeblich alles nicht oder jedenfalls nicht energisch genug tat.² Hitler schätzte Claß und sein Buch, während die Unterstützer des Alldeutschen Verbandes in den 1920er-Jahren vielfach in die sich entfaltende NS-Bewegung übergingen. Nach 1933 war Claß indes politisch marginalisiert und der Alldeutsche Verband wurde im März 1939 nach der Annexion von Teilen der Tschechoslowakei und ganz Österreichs von der Geheimen Staatspolizei aufgelöst – mit der Begründung, dass er nicht mehr notwendig sei, da seine Ziele im inzwischen errichteten »Großdeutschen Reich« erreicht seien.

² Daniel Frymann [= Heinrich Claß]: Wenn ich der Kaiser wär'. Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten, Leipzig, Frankfurt a. M. 1912.

Als bald darauf das NS-Regime den von Beginn an angestrebten Krieg auslöste, sah sich Wilhelm II. nicht nur weiterhin zur Passivität im Exil verurteilt, auch seine sonstige Lage schien ungewiss. Im Ersten Weltkrieg war die Neutralität der Niederlande respektiert worden, darauf baute der Ex-Kaiser offenbar auch jetzt. Allerdings hatte unmittelbar zuvor der aggressive NS-Staat auch die Neutralität Dänemarks und Norwegens ignoriert, hatte beide Länder angegriffen und binnen kurzer Zeit besetzt. Wilhelm lehnte dennoch ein Angebot aus Großbritannien, wo mit König Georg VI. (1895–1952) ein Großneffe von ihm auf dem Thron saß, um seiner persönlichen Sicherheit willen dorthin zu kommen, ab. Als dann am 10. Mai 1940 auf Hitlers Befehl der sogenannte Westfeldzug vor allem gegen Frankreich und das britische Expeditionsheer auf dem Kontinent eröffnet wurde, wurde auch die niederländische Neutralität sofort missachtet. Deutsche Truppen stießen in das Land vor, bereits am 14. Mai 1940 gelangten Wehrmachtseinheiten auch nach Doorn und der Wohnsitz Wilhelms II. wurde auf Befehl Hitlers von ihnen abgeriegelt. Am gleichen Tag erfolgte der brutale Bombenangriff deutscher Luftwaffeneinheiten auf die Hafenstadt Rotterdam, in Luftlinie nur etwa 60 Kilometer von Doorn entfernt. Obwohl bereits Übergabeverhandlungen liefen, wurde die Stadt attackiert, wobei die historische Altstadt zum größten Teil zerstört wurde. Mehr als 800 zivile Todesopfer waren zu

Wilhelm II. in der Robe der Großmeister des Johanniterordens



Wilhelm II. in der Uniform des Regiments der Gardes du Corps



Bilder: Wikipedia

beklagen, zehntausende Menschen wurden obdachlos. Haus Doorn mit seinen über das Kaiserpaar hinaus nur wenigen verbliebenen Bewohnern wurde unterdessen auf Befehl Hitlers »unter Schutz gestellt«, ausgeführt von einer Abteilung der Geheimen Feldpolizei. Dass dies nicht nur dem angeblichen »Schutz« Wilhelms galt, sondern auch der Kontrolle und der Beseitigung jeglicher Bewegungsfreiheit, ist klar.

Die faktische Internierung und der völkerrechtswidrige Angriff auf das Land, das ihm Asyl gewährt hatte, bewahrten den inzwischen 81-jährigen Wilhelm II. nicht vor der letzten seiner zahlreichen politischen Torheiten: Als am 17. Juni 1940 die Niederlage Frankreichs feststand, sandte er Hitler ein Telegramm, in dem er diesem »zu dem von Gott geschenkten gewaltigen Sieg« gratulierte. Für diesen »gewaltigen Sieg« war rund drei Wochen zuvor Prinz Wilhelm Friedrich (1906–1940), ältester Sohn des früheren Kronprinzen, folglich einer der Enkelsöhne Wilhelms II., als Oberleutnant der Wehrmacht in der Nähe von Valenciennes schwer verwundet worden und wenig später verstorben. Als die Trauerfeier für den Prinzen in Potsdam spontan zu einer stummen Kundgebung mit rund 50.000 Menschen geriet, wurde auf Befehl Hitlers allen Ange-

» Die Feier schlicht, einfach still, würdig. Keine Deputationen von zu Hause. Keine Hakenkreuzfahnen. Keine Kränze. [...]«

hörigen des Hauses Hohenzollern und anderer früherer deutscher Herrscherhäuser der weitere Dienst in den deutschen Streitkräften untersagt.

Am 4. Juni 1941 ist Wilhelm II., 82 Jahre alt, in Doorn gestorben. Bereits im November 1933 hatte er Festlegungen für seine Beisetzung schriftlich festgehalten: Diese sollte, sofern nicht inzwischen die Monarchie in Deutschland wieder errichtet sei, in Doorn erfolgen. Darauf knapp: »Die Feier schlicht, einfach

still, würdig. Keine Deputationen von zu Hause. Keine Hakenkreuzfahnen. Keine Kränze. [...]« Dem wurde nur bedingt Folge geleistet, denn es gab bei der Zeremonie am 9. Juni 1941 eine Ehrenformation der Wehrmacht. Außerdem nahmen eine Reihe ranghoher Wehrmachtsoffiziere, zudem – in Parteiuniform – der von Hitler eingesetzte »Reichskommissar« für die besetzten Niederlande, Arthur Seyß-

Inquart (1892–1946), teil. Seyß-Inquart grüßte vor dem Sarg mit ausgestrecktem rechtem Arm, es gab auch Kränze mit Hakenkreuz-Schleifen. Allerdings hatte das NS-Regime auch nicht gewagt, den toten Ex-Kaiser gegen dessen letzten Willen etwa nach Berlin zu überführen und ihm ein Staatsbegräbnis angedeihen zu lassen, offenbar gewarnt durch die Erfahrungen mit dem Begräbnis des Enkels ein Jahr zuvor.

Haus Doorn mit einer Büste Wilhelm II.



Bild: Wikipedia

Anfang April 1935 hatte der Dichter Reinhold Schneider (1903–1958) Wilhelm II. in Doorn besucht. Schneider hatte zunächst gezögert, die von Prinzessin Hermine ausgehende Einladung anzunehmen. Diese war offenkundig eine Folge des Erscheinens seines Buches »Die Hohenzollern. Tragik und Königtum«³ im Spätsommer 1933. Schneider interpretiert darin die Rolle der Monarchen aus dem Haus Hohenzollern (allerdings schon mit dem Tod Friedrich Wilhelms II. 1797 endend) im Zeichen der Verantwortung des christlichen Herrschers. Geschrieben hatte Schneider das Buch noch vor Installierung des NS-Regimes, dem er von vornherein distanziert gegenüberstand. Zugleich war er keineswegs ein unkritischer Lobredner der Monarchie. Dennoch war das Hohenzollern-Buch den neuen Machthabern nicht genehm. Einige Wochen vor Schneiders Besuch in Doorn hatte ihm sein Leipziger Verleger Jakob Hegner (1882–1962) geschrieben, dass er derzeit kaum wage, öffentlich dafür zu werben, denn das Buch sei »im Augenblick höheren Orts sehr unbeliebt.« Der gebürtige Wiener Hegner, der aus einer jüdischen Familie stammte, selbst aber getauft war, musste ohnehin größte Vorsicht walten lassen. Kein Jahr später wurde er dennoch aus der von NS-Propagandaminister Goebbels gelenkten

»Reichskulturkammer« ausgeschlossen, was einem Berufsverbot gleichkam und Hegners Emigration zur Folge hatte. Einige Zeit später erhielt Schneider, nach vorausgehenden anderen Pressionen durch das NS-Regime, Publikationsverbot. Reinhold Schneider hat später die beklemmende Atmosphäre seines Besuches im Frühjahr 1935 in Doorn beschrieben. Die Einladung von ganz unterschiedlichen Gästen aus Kunst und Wissenschaft dorthin verfolgte offenbar nicht zuletzt den Zweck, die bohrende Langeweile des einst so reise- und redefreudigen Ex-Kaisers zu lindern, der nun gezwungenermaßen vor Ort und im immer gleichen Kreis weniger Getreuer bleiben musste. Wilhelm II. hatte bezeichnenderweise schon bald begonnen, den reichen Baumbestand, der zum Doorner Anwesen gehörte, zu dezimieren. Er fällte, dem Handicap mit der linken Hand zum Trotz, Tausende von Bäumen, die er anschließend mit Hilfe von Angehörigen seines kleinen »Hofstaates«, zumeist in den Ruhestand verabschiedete höhere Offiziere, auch zerkleinerte. Da sein eigener Haushalt derartige Mengen von Brennholz gar nicht benötigte, wurden damit zu Weihnachten bedürftig erscheinende Familien aus der Umgebung bedacht. Schneider, dessen literarische Werke sich fast durchweg mit historischen Persönlichkeiten oder Themen befassen, hatte sein Zögern überwunden, da ihm daran lag, »von einer ohne Zweifel geschichtlichen und viel

³ Reinhold Schneider: Die Hohenzollern. Tragik und Königtum, Leipzig 1933.

Wilhelm II. in Zivil mit Zigarette, 1933



Bild: Wikipedia

verzeichneten Gestalt einen Eindruck zu empfangen«. Dem Schriftsteller entging nicht, dass Wilhelm II. bei seinem Eintreten versuchte, den Eindruck intensiven Beschäftigtseins zu erwecken. Und Schneider, den Wilhelm II. zum ersten Mal sah, fährt fort: »Sofort begann er ein weltpolitisches Gespräch; vom Verhältnis zum gegenwärtigen Russland [...] war er in wenigen Augenblicken bei den Azteken und altafrikanischen Kulturen [...], dann im Mittelalter und in der Ordensgeschichte; es war ein nicht aufzuhaltendes Kreisen von Bildern, Ideen, Erinnerungen, Phantasien, das ein jedes eingeworfene Wort – wenn ein solches glückte – sofort weiterschleuderte in neue Kombinationen. [...] Nach Tisch [...] sprach er fort: vom Reich, nur vom Reich. In den Kathedralen Süditaliens sei er mit Gesängen empfangen worden, die seit den Tagen der Hohenstaufen nicht mehr erklingen waren. [...] Am Abend trug er Generalsuniform: er wollte mir, sagte er nach Tisch im Nebenzimmer, aus meinem Buche vorlesen. [...] die alten Generale waren froh, sich dieses Mal nicht anstrengen zu müssen; ihre weißen Mittelscheitel nickten über herabsinkenden Augenlidern leise vornüber. Der Kaiser las leidenschaftlich-theatralisch; wenn ihm ein Ausdruck zu schwach war, steigerte er ihn oder führte

einen Satz weiter. Ich suchte nach dankenden Worten. ‚Bin gelobt worden. Kommt selten vor‘. [...] Ich begriff die tödliche Monotonie dieser Abende, Wochen, Monate, Jahre«.

Ende August 1939 wollte Schneider erneut einer Einladung nach Doorn folgen, er unterließ die Reise angesichts des unmittelbar folgenden Kriegsbeginns. Dennoch dachte er später intensiv über die Eindrücke in Doorn nach und schrieb: »Ich suchte, mir Rechenschaft zu geben. Aus der echten Repräsentanz, der Würde, der Darstellung überantworteter Werte, der Bildlichkeit des Menschseins, die keinem Fürsten erlassen werden können, war Wilhelm II. im Suchen nach dem Effekt in das Leere geglitten. Dennoch umwehte ihn noch die Präsenz des Geschichtlichen, die auch entmachteten Trägern großer Namen und Vergangenheiten eignet. Das Zerstörende war der unstillbare Durst des Schauspielers nach Beifall. Aber er hat das Menschsein doch nicht völlig zerstört. Denn das wurde vom Glauben gehalten. Wilhelm II. hatte Züge rührender Güte, verhaltener Aufmerksamkeit. [...] Ein König muß Ruhe haben in sich selbst. Dass er diese Ruhe nicht hatte, wurde Wilhelm II. zum entscheidenden Verhängnis. Da er keine Ruhe hatte, konnte er nicht reif werden. Es machte ihn zum Vorläufer des Zerstörers, der seine Karikatur wurde, sofern die absolute Traditions- und Bindungslosigkeit, die Familienlosigkeit, Geschichtliches karikieren kann. Wilhelm II. war das Opfer seiner Zeit, wie auch die Zeit sein Opfer war; er entsprach gewiß nicht dem Ganzen seiner Epoche, aber doch der herrschenden Tendenz, während er die edlere, tiefere hätte stärken müssen. Heute erscheint er mir wie eine viel zu kleine Gestalt in einem riesenhaften Raum«⁴.

Der Kaiser las leidenschaftlich-theatralisch; wenn ihm ein Ausdruck zu schwach war, steigerte er ihn oder führte einen Satz weiter. Ich suchte nach dankenden Worten.

Die geschichtswissenschaftliche Literatur über Wilhelm II., seine historische Leistung und die von ihm (mit-)geprägte Zeit füllt inzwischen ganze Bibliotheken. Die monumentale Biographie, die ihm der britische Historiker John Röhl (1938-2023) gewidmet hat, umfasst allein in drei Bänden mehr als 4.000 Seiten (zuletzt 2017/18 aufgelegt). An konkurrierenden (wenn auch nicht hinsichtlich des Umfangs) biographischen Werken herrscht kein Mangel. Vielleicht hat der mit der Geschichte ringende Dichter Reinhold

Schneider, selbst mit höchst persönlichen Gebrochenheiten alles andere als unvertraut, dennoch besser als viele andere, wissenschaftlich exzellent ausgewiesene Experten erfasst, was den Kaiser und König, vor allem aber den Menschen Wilhelm II. ausmachte. ■

⁴ Reinhold Schneider: Verhüllter Tag, 5. Aufl., Köln, Olten 1958, S. 105 ff.

Idylle und Horror.

Ein Besuch im Lost Shtetl Museum in Šeduva (Litauen)

VON WINFRID HALDER

Šeduva? Den Namen des Städtchens mit heute nicht einmal 2.400 Einwohnern hatte ich auch noch nie gehört, obwohl ich schon ein paar Mal in unserem baltischen EU- und NATO-Partnerland Litauen war. Das hatte gewiss damit zu tun, dass Šeduva abseits der Routen liegt, die üblicherweise genutzt werden, um Besuchern die markantesten historischen und kulturellen Orte Litauens zu zeigen. Die Kleinstadt liegt etwa 170 Kilometer nordwestlich der litauischen Hauptstadt Vilnius, auch Litauens zweitgrößte Stadt Kaunas, von wo aus wir anreisten, trennen mehr als 100 Kilometer von Šeduva. Dieses ist umgeben von einer schönen, durch Wälder und immer noch viel Landwirtschaft geprägten Region, über die man in den üblichen Reisehandbüchern wenig findet, denn landläufig »Spektakuläres« fehlt. Allenfalls ornithologisch Interessierte kommen auf ihre Kosten: Störche in großer Zahl bestimmen das Bild mit. Wir freilich haben Šeduva sehr bewusst angesteuert im Rahmen unserer gemeinsamen Studienreise mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Düsseldorf e. V. Denn erst seit Ende September 2025 kann in der zentrallitauischen Landkommune das Lost Shtetl Museum besucht werden.

Ein Neuzugang in der litauischen Museumslandschaft also, und was für einer! Die Ursprünge des Projektes reichen deutlich mehr als ein Jahrzehnt zurück. Die von Sergej Kanovich 2011 gegründete NGO Maceva (die wir durch ein Gespräch mit Kuratorin Milda Jakulytė-Vasil schon in Vilnius kennengelernt hatten), gemeinnützig und spendenfinanziert, ist darum bemüht, die vielen noch vorhandenen, oft aber schlecht oder gar nicht mehr gepflegten jüdischen Friedhöfe in Litauen in einen würdigen Zustand zu versetzen und zu erhalten¹. 2014/15 wurde der jüdische Friedhof in Šeduva, der in völlig desolater Verfassung war, zunächst wieder sichtbar gemacht und in einen angemessenen Zustand versetzt. Sergej Kanovich war sich indessen bewusst, dass das wiederum voraussichtlich nicht so bleiben würde – da es in dem Kleinstädtchen keine jüdische Gemeinde mehr gibt, würde sich kaum jemand finden, der sich über längere Zeit um Pflege und Erhaltung kümmern würde. Die Idee, den Friedhof mit einem Museum zu verbinden, das in gewisser Weise über ihn »wacht«, wurde dann in mehreren Schritten verwirklicht. Es fanden sich glücklicherweise private Sponsoren, die bereit waren, hohe Summen zur Verfügung zu stellen, verbunden allerdings mit dem Wunsch, anonym zu bleiben. Das Museum ist also eine private Einrichtung, ohne staatliche Förderung. Als Architekt konnte der Finne Rainer Mahlamäki mit seinem Team gewonnen werden. Mahlamäki zeichnete auch verantwortlich für den Bau des POLIN Muzeum Historii Żydów Polskich/Museum der Geschichte der polnischen Juden in Warschau, das 2013 eröffnet wurde. Bei früheren Reisen konnten wir dieses faszinierende Museum kennenlernen, die Arbeit Mahlamäkis und des nicht minder prominenten und erfahrenen Teams der Ausstellungsmacher in Šeduva steht dahinter gewiss nicht zurück. Museumstechnisch ist das Lost Shtetl Museum auf dem allerneuesten Stand der Ausstellungs- und Präsentationstechnik. Šeduva als Museumsstandort ist, recht besehen, eine sehr glückliche Wahl. Denn das Kleinstädtchen mit einem jüdischen

¹ www.litvak-cemetery.info

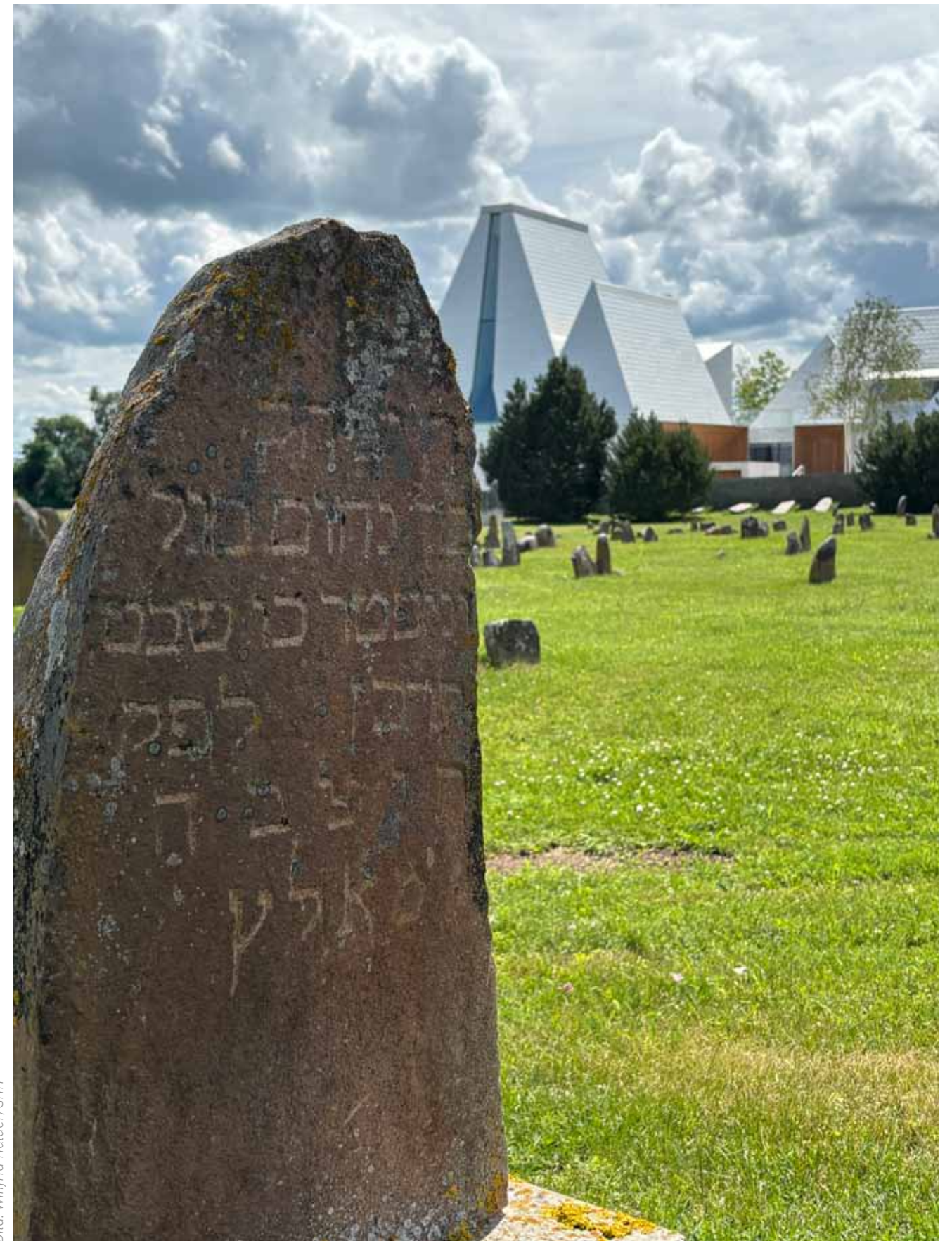


Bild: Winfrid Halder/GHH



Bevölkerungsanteil von rund einem Drittel in der Vorkriegszeit ist exemplarisch für etwa 200 »Shtetl« ähnlicher Art, die es bis 1941 in Litauen über Jahrhunderte gab. Die »Shtetl« waren die jüdischen Viertel innerhalb oder am Rande nicht-jüdischer Siedlungen, die mit diesen lange Zeit in symbiotischen Beziehungen lebten. Erst der seit dem späten 19. Jahrhundert aufkommende moderne Antisemitismus, auch in Vorkriegs-Litauen von rechtsextremen Kräften befördert und dann von den im Sommer 1941 einrückenden deutschen Besatzern gezielt verstärkt und instrumentalisiert, wurde zur Triebkraft der mörderischen Zerstörung. Die Dauerausstellung zeigt zunächst das Alltagsleben und die Kultur der »Shtetl«, in denen überwiegend Jiddisch gesprochen wurde. Bemerkenswert offen und unumwunden wird aber auch mit der Tatsache umgegangen, dass der Massenmord an den jüdischen Menschen im Sommer 1941, schon wenige Wochen nach Beginn der deutschen Besetzung, zwar von deutscher Seite initiiert, angeleitet und überwacht wurde, in kleinen Orten wie Šėduva aber mit der maßgeblichen Beteiligung örtlicher litauischer Kräfte (»Hilfspolizei«) umgesetzt wurde. Dass es sich um ein geschichtspolitisch sensibles Thema handelt, dürfte klar sein, keineswegs nur auf der Makroebene von Litauen insgesamt, sondern auch auf der Mikroebene von Šėduva selbst, denn ohne Zweifel leben dort noch Nachkommen örtlicher



Bilder: Winfrid Halder/GHH

Täter. Man wagt also einiges im Lost Shtetl Museum – was die grundlegende deutsche Verantwortung für das Geschehen insgesamt weder mindert noch relativiert. Bürokratisch genau wurde in einem SS-Bericht vermerkt, dass am 25. und 26. August 1941 in den Wäldern nahe Šėduva 664 Menschen erschossen wurden, der Mord an »230 Juden, 275 Jüdinnen und 159 Judenkindern« wurde exakt »verbucht«.

Horror also, schwer erträglich, schamvoll. Dabei erfolgt die Annäherung an die hochmodernen, aber an die Silhouette eines »Shtetl« angelehnten Museumsbauten durch eine nicht minder aufwendig angelegte Landschaftsarchitektur, die den jüdischen Friedhof miteinbezieht. Durch bunt-prächtige Wiesen, vorbei an Obstbäumen und Bienenstöcken, eine blühend-lebensvolle Umgebung also, führt der Weg dorthin. Berückend schön bei der Annäherung, bedrückend kontrastiv, wenn man das Museum nach der Begegnung mit dem Horror durch eben diese Idylle verlässt, die einst auch das Lebensumfeld der ermordeten Menschen war. Šėduva sollte, so ist unbedingt zu hoffen, durch das Lost Shtetl Museum gerade für deutsche Besucherinnen und Besucher Litauens (das immer und in vieler Beziehung nicht nur eine Reise wert ist) aus seiner Unbekanntheit gerissen werden. ■

Stadt der Migration.

Der »Węzełek« (das Bündel) als Sinnbild des nachkriegszeitlichen (und gegenwärtigen) Wrocław (Breslau)

VON KRZYSZTOF RUCHNIEWICZ

Das Denkmal »Fontanna Pamięci« (Brunnen der Erinnerung), bekanntermaßen als »Węzełek« bezeichnet, gehört zu jenen Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum Wrocław, die lange Zeit nur geringe Aufmerksamkeit erfuhren, zugleich jedoch ein erhebliches analytisches Potenzial besitzen.





Frühere Ansicht

Als nicht-monumentale Installation verweist es auf Erfahrungen von Zwangsmigration, Heimatverlust und biografischen Brüchen, die für die Geschichte der Stadt nach 1945 ebenso konstitutiv sind wie für ihre jüngere Gegenwart. Die Analyse des Denkmals erlaubt es, Wrocław als Stadt der Migration zu lesen und Fragen der Erinnerungskultur jenseits der nationalen oder der heroischen Narrative zu thematisieren.

Ein unbekanntes Denkmal

Die polnische Erinnerungskultur im öffentlichen Raum ist in hohem Maße von monumentalen Denkmalformen geprägt, insbesondere im Bereich historischer Themen. Pathos und Größe fungieren dabei als Mittel, Erinnerung zu materialisieren und über Generationen hinweg zu tradieren. Gute Beispiele dafür sind die Warschauer Denkmäler für den Warschauer Aufstand oder für die im ehemaligen polnischen Osten Ermordeten. Das besagte Denkmal hatte mit Monumentalität und institutionellem Handeln nichts gemein. Es war eine private Initiative der Eigentümer des mittlerweile abgerissenen Einkaufszentrums an der Czysła-Straße, Grażyna und Jacek Łozowski, vor dessen Gebäude die Installation ursprünglich angebracht war. Anfang der 2000er-Jahre beauftragten sie den Bildhauer Maciej Szańkowski – Professor an der Fakultät für Bildende Künste der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń (Thorn) – mit der Gestaltung des Denkmals.

Die Installation umfasste mehrere Elemente: ein längliches Wasserbecken mit der Inschrift *panta rhei* (deutsch: alles fließt) am Rand und zwei Skulpturen in Form eines Schlüsselbundes sowie die markante Bündelskulptur darüber. Sie

wurde nicht erläutert und keinem konkreten historischen Ereignis zugeordnet.

Auf diese Weise wollten die Auftraggeber und der Künstler die Universalität erzwungener Migrationen und des Verlustes von Heimat betonen – Erfahrungen, auf denen die neueste Geschichte der Stadt und Niederschlesiens beruht. Zugleich bildete das Denkmal eine implizite Polemik gegenüber den damals in Deutschland aufkommenden Narrativen, die das Schicksal vertriebener oder ausgesiedelter Deutscher in den Mittelpunkt stellten und die Erfahrungen anderer Nationen, darunter die aus dem Osten vertriebenen Polen, zugleich marginalisierten.

Als private Initiative abseits des Stadtzentrums blieb das Denkmal den meisten Einwohnern von Wrocław verborgen. Auch Touristen entdeckten es meist zufällig, obwohl die nahe Świdnicka-Straße als Hauptachse in die historische Innenstadt führt.

Symbolik

Die symbolischen Elemente der Installation waren sorgfältig durchdacht und verknüpften sich eng mit unterschiedlichen Migrationserfahrungen. Das Bündel gilt in der Ikonographie erzwungener Umsiedlungen häufig als Sinnbild hastiger Flucht und des Verlustes allen Besitzes jenseits des nackten Lebens.

Ein weiteres wichtiges Symbol bildeten die Schlüssel, die einst zu Wohnungen und Häusern gehörten. Auf dieses Motiv bezog sich der Künstler selbst in Magda Skawińskas Radio-Reportage »Węzełek«: sein Vater, ein Gutsbesitzer, bewahrte über viele Jahre eine Blechdose mit Schlüsseln zu verschiedenen Räumen des nach dem Krieg verlorenen und zerstörten Gutes auf. Gelegentlich öffnete er die Dose und erzählte seinem Sohn, welche Türen diese Schlüssel einst geöffnet hatten. Erinnerung lag also nicht allein im Gegenstand, sondern in der Erzählung. Ohne diese Narrative wurden die Schlüssel stumm und wertlos. Tatsächlich entsorgten sie nach dem Tod des Vaters einige Verwandte des Künstlers – ahnungslos um ihren Stellenwert in der Familiengeschichte.

Die Schlüssel wurden bewusst in das Denkmal integriert und in einem flachen Becken platziert, wo sie gut sichtbar waren. Das langsam darüber strömende Wasser ließ sie von Endlichkeit, Vergänglichkeit – und der Flüchtigkeit des Erinnerns sprechen. Diese Bedeutung wurde durch die Inschrift *panta rhei* verstärkt. Vielleicht wollte der Künstler damit auf die Wandelbarkeit menschlicher Schicksale hinweisen – auch der tragischsten – und auf die Notwendigkeit, ihrer in einem umfassenden, universellen Sinn zu gedenken.

Reportage und weitere Schicksale des Denkmals

Magda Skawińskas Reportage »Węzełek« von 2024 eröffnet eine weitere Perspektive. Für die Autorin zählen sowohl die Entstehungsgeschichte als auch Symbolik des Denkmals, doch sie überschreitet den historischen Kontext.

Nach dem Abriss des Einkaufszentrums wurde das Denkmal zeitweise anderswo untergebracht. Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine verlieh dem Thema erzwungener Migrationen neue, schmerzhaft aktualisierte. Geschichte wiederholte sich in ihrer schlimmsten Form – als Leid gewöhnlicher Menschen vor unseren Augen.

In der Reportage erzählt eine ukrainische Kriegsgeflüchtete, die ihr Haus und ihren gesamten Besitz verlor und – wie Tausende ihrer Landsleute – mit ihren Kindern und lediglich zwei Plastiktüten nach Wrocław kam. Ein ähnliches, wenn auch weniger dramatisches Schicksal teilt eine weitere Protagonistin der Sendung: eine junge Bildhauerin aus Belarus, die seit mehreren Jahren in Wrocław lebt und arbeitet.

Die Stadt Wrocław beschloss, für das Denkmal einen neuen Standort zu finden. Seit einigen Monaten kann es wieder an der Czysła-Straße besichtigt werden. Mit Zustimmung des Künstlers wurden jedoch Veränderungen vorgenommen. Die Fontäne und die Wassersymbolik der Vergänglichkeit sind verschwunden; erhalten blieben der »Węzełek« und die Schlüssel – ein überlebensgroßer Schlüsselbund neben dem Bündel. Das Denkmal heißt heute »Pamięć/Memory«.



Das Bedürfnis nach Erinnerung

Der neue Standort weist eine maßgebliche Gemeinsamkeit mit dem früheren auf: die Installation befindet sich weiterhin an einem wenig frequentierten Ort.

Sollte man nicht etwas unternehmen, um das Denkmal und seine Botschaft bekannter zu machen? Neben der Installation fehlen jegliche Informationen über ihre Entstehung, die Urheber oder ihre Bedeutung. Ich erwäge, gemeinsam mit einer Gruppe von Geschichtsstudenten ein entsprechendes Konzept zu erarbeiten und der Stadt zur Genehmigung vorzulegen. Es könnte ein interessantes didaktisches Projekt für das kommende Semester sein.

Dafür wären heute keine großen finanziellen Mittel erforderlich. Neben einer Informationstafel ließe sich problemlos ein QR-Code anbringen, der zu einer Website über die Migrationsgeschichte Wrocław führt – vergangene und gegenwärtige – und an Zwangsmigrationen sowie deren Folgen für Stadt und Menschen erinnert.

Eine weitere Möglichkeit, die Idee des Denkmals zu popularisieren, bestünde darin, es in die Feierlichkeiten zum Weltflüchtlingstag einzubeziehen, der jährlich am 20. Juni begangen wird. Dieser Tag wurde am 4. Dezember 2000 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen ausgerufen und ist dem Mut und der Stärke von Flüchtlingen weltweit gewidmet. In diesem Kontext könnte die Installation »Pamięć/Memory« zu einem Ort der Reflexion über heutige Fluchterfahrungen werden, ohne ihre Form oder ihren ursprünglichen Sinn verändern zu müssen. Eine Verbindung zum Weltflüchtlingstag würde das Denkmal dauerhaft in Wrocław symbolischen Gedenkalender integrieren. ■

Kurz & Bündig

Prof. Dr. Krzysztof Ruchniewicz (*1967 in Breslau/Wrocław) ist Zeithistoriker und seit 2002 Professor an der Universität Wrocław, wo er einen Lehrstuhl für Zeitgeschichte innehat. Von 2002 bis 2024 war er Direktor des von ihm mitgegründeten Willy-Brandt-Zentrums für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław. Von 2024 bis 2025 leitete er zudem das Witold-Pilecki-Institut in Warschau. Im Jahr 2024 wurde er von der polnischen Regierung zum Beauftragten für die polnisch-deutsche gesellschaftliche und grenznahe Zusammenarbeit ernannt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts, die deutsch-polnischen Beziehungen, Erinnerungskulturen, Public History sowie Fragen der historischen Vermittlung. Ruchniewicz hat zahlreiche Arbeiten zur Geschichte Polens und Deutschlands veröffentlicht und engagiert sich seit vielen Jahren für den wissenschaftlichen Dialog zwischen beiden Ländern.

HOLO-VOICES – Stimmen für die Ewigkeit

VON ILONA GONSIOR

Als ich den Vorführraum von HOLO-VOICES auf dem UNESCO-Welterbe Zollverein in Essen betrete, fällt mir zunächst die Stille auf. Der Raum wirkt zurückhaltend, beinahe schlicht. Nichts lenkt von dem ab, worum es hier geht: den Menschen, deren Erinnerungen bewahrt werden sollen. Wenige Augenblicke später richtet sich mein Blick auf die Bühne. Dort erscheint Eva Weyl – nicht als Film auf einer Leinwand, sondern als fotorealistisches, dreidimensionales Hologramm in Lebensgröße. Für einen kurzen Moment gerät die Technik in den Hintergrund. Im Mittelpunkt steht eine Frau, die beginnt, aus ihrem Leben zu erzählen.

Das Besondere an HOLO-VOICES ist jedoch, dass man nicht nur zuhört. Besucherinnen und Besucher können Fragen stellen, auf die das System passende Antworten aus zuvor aufgezeichneten Interviews auswählt. Es entsteht kein Gespräch im eigentlichen Sinn und doch entwickelt sich ein Dialog. Die Antworten stammen dabei ausschließlich aus den Original-Interviews. Die zugrunde liegende künstliche Intelligenz ist dabei nicht generativ: Sie formuliert nichts neu, ergänzt nichts und verändert keine Aussage, sondern gleicht die gestellte Frage anhand von Schlüsselbegriffen mit den vorhandenen Interviewpassagen ab und spielt die passende Original-Antwort ab.

Die Grundlage für diese Form der Begegnung bilden umfangreiche, teils mehrtägige, journalistisch und historisch vorbereitete Interviews mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Im Vorfeld wurden Hunderte möglicher Fragen entwickelt und beantwortet. Die Technik macht das Gesagte nun zugänglich und ermöglicht dadurch eine neue Form der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Gerade diese Authentizität macht den Unterschied. Trotz der technischen Vermittlung entsteht nicht der Eindruck eines Gesprächs mit einer Maschine, sondern einer Begegnung mit einem Menschen, dessen Worte über die Zeit hinaus bewahrt wurden. Mich beeindruckt vor allem, wie zurückhaltend die Technik eingesetzt wird. Sie drängt sich nicht in den Vordergrund und versucht nicht, Emotionen künstlich zu verstärken. Stattdessen schafft sie Raum für etwas, das in Zukunft

immer seltener möglich sein wird: den Zeitzeugen zuzuhören, ihnen Fragen zu stellen und ihre persönlichen Erinnerungen kennenzulernen. Gerade für junge Menschen, die Holocaust-Überlebenden künftig nicht mehr persönlich begegnen können, eröffnet sich hier ein neuer Zugang zur Geschichte. Mit dieser Herausforderung beschäftigt sich die Erinnerungskultur seit Jahren. Wie kann das Wissen der letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bewahrt werden, wenn ihre Stimmen eines Tages verstummen? Das Projekt HOLO-VOICES gibt darauf eine ebenso moderne wie behutsame Antwort. Die Idee dazu entstand nach einem Besuch von Kultur- und Wissenschaftsministerin Ines Brandes im Illinois Holocaust Museum in Chicago, wo Hologramme von Holocaust-Überlebenden bereits erfolgreich für die Bildungsarbeit eingesetzt werden. Gemeinsam mit der Technischen Universität Dortmund entwickelte das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen darauf aufbauend einen in Europa bislang einzigartigen Erinnerungs- und Lernort.

Die Menschen hinter den Hologrammen

Zu den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, deren Geschichten auf diese Weise bewahrt werden, gehört unter anderem **Eva Weyl**. Sie wurde 1935 in den Niederlanden geboren, nachdem ihre Eltern Deutschland verlassen hatten. Nach der deutschen Besatzung wurde die Familie 1942 in das Durchgangslager Westerbork deportiert, von wo aus unzählige Menschen in die Vernichtungslager verschleppt wurden. 1945 erlebte sie dort die Befreiung durch kanadische Truppen. Für sie ist die neue Technik kein Widerspruch zur historischen Wahrheit, sondern eine Möglichkeit, ihre Erfahrungen auch kommenden Generationen zugänglich zu machen.

Auch **Dr. Leon Weintraub** ist einer der Interviewten. Der 100-jährige wurde am 1. Januar 1926 im polnischen Łódź geboren. Nach der Besetzung Polens überlebte er das Ghetto Litzmannstadt, Auschwitz-Birkenau und weitere Konzentrationslager. Nur durch Zufall entging er in Auschwitz der Gaskammer. Von rund 80 Angehörigen seiner Familie überlebten lediglich 16 den Holocaust. Nach dem Krieg studierte Weintraub Medizin, lebte zunächst in Polen und emigrierte 1969 nach Schweden, wo er bis heute lebt. Noch immer besucht er Schulen in Deutschland und Schweden, um jungen Menschen von seinen Erfahrungen zu berichten und vor Antisemitismus sowie demokratiefeindlichen Ideologien zu warnen. Im Herbst 2025 stellte er sich über mehrere Tage hinweg den Fragen von Studierenden der TU Dortmund. Aus diesen Gesprächen

Das Hologramm von Dr. Leon Weintraub





Bild: MKW NRW/Stephan Schütze

Dr. Leon Weintraub in der Ausstellung



Bild: MKW NRW/Stephan Schütze

Dr. Leon Weintraub und Ministerin Ina Brandes MdL vor dessen Hologramm

entstand das Material für sein Hologramm. Zum Projekt HOLO-VOICES gehören noch weitere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Ihre Lebensgeschichten werden ebenfalls in Form von Hologrammen bewahrt und für die Bildungsarbeit zugänglich gemacht.

Ein Lernort, keine Attraktion

HOLO-VOICES versteht sich ausdrücklich nicht als technische Attraktion. Die Hologramme sind Teil eines umfassenden Lernortes. Ergänzt wird das Angebot durch die Ausstellung »Frag nach!« des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek sowie durch die Ausstellung »Unter Tage – Unter Zwang«, die sich mit der Zwangsarbeit im Steinkohlenbergbau während des Nationalsozialismus auseinandersetzt und in Kooperation mit dem Ruhr Museum entstanden ist. Beide Ausstellungen ordnen die persönlichen Lebensgeschichten historisch ein und vertiefen den Besuch. Thematisiert wird in diesem Zusammenhang auch die Entstehung der Zeitzeugen-Interviews als Grundlage der Hologramme sowie die Frage, wie wir künftig erinnern und wo angesichts von Digitalisierung und künstlicher Intelligenz ethische Grenzen liegen.

Was bleibt

Als ich den Vorführraum in Essen wieder verlasse, sind es die Stimmen, die ich mitnehme. Ihre Erinnerungen wirken auf mich nicht wie historische Dokumente aus einer fernen Vergangenheit, sondern wie persönliche Begegnungen. Die Hologramme sprechen nicht anstelle der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, sie bewahren ihre tatsächlichen Worte. Gerade darin liegt die besondere Stärke dieses Projekts. Digitalisierung ersetzt Erinnerung nicht, sie kann ihr jedoch dienen. So können auch kommende Generationen Fragen stellen, zuhören und sich mit den Erfahrungen der Überlebenden auseinandersetzen. Die persönlichen Erinnerungen bleiben somit erhalten, als Mahnung und Auftrag zugleich: **Nie wieder ist jetzt!** ■

HOLO-VOICES befindet sich in Halle 8 auf dem UNESCO-Welterbe Zollverein in Essen und ist täglich von 12 bis 18 Uhr kostenfrei zugänglich. Offene Führungen ohne Anmeldung finden an ausgewählten Terminen statt. Gruppen und Schulklassen müssen sich vorher anmelden. Weitere Informationen unter: www.holo-voices.de



Bild: MKW NRW/Meike Schrömbgens

Holocaust-Zeitzeugin Eva Weyl mit ihrem Hologramm



Bild: Land NRW/Bernd Thissen

Eva Weyl im Austausch mit Schülerinnen und Schülern



Bild: Land NRW/Bernd Thissen

Impression von der Begleitausstellung »Frag nach!« des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek



Bild: MKW NRW/Lars Berg

Impression von der Begleitausstellung »Unter Tage. Unter Zwang«, kuratiert vom ZWITZEUGEN e.V.

Die Bibliothek im GHH – eine Auswahl unserer Neuzugänge

Roswitha Schieb

Literarischer Reiseführer Niederschlesien



Bereits mit ihrem »Literarischen Reiseführer Breslau« (letzte Ausgabe 2021) verfasste Roswitha Schieb eine kenntnisreiche Annäherung an die niederschlesische Hauptstadt. Nun legt sie überzeugend dar, dass ganz Niederschlesien eine üppige literarische Landschaft ist. Unter den zahlreichen Stimmen von Literaturschaffenden finden sich die der Literatur-Nobelpreis-

träger Gerhart Hauptmann und Olga Tokarczuk sowie die von Andreas Gryphius, Daisy von Pless, Ruth Hoffmann, Arnold Zweig, Joanna Bator und Filip Springer. Das 480 Seiten umfassende Buch enthält farbige und Schwarz-Weiß-Abbildungen, umfangreiche Register und mehrsprachige Karten.

Siehst du es?

Grafische Erzählungen über den Schriftsteller Siegfried Lenz



Anlässlich des 100. Geburtstags von Siegfried Lenz hat die Siegfried Lenz Stiftung und der Carlsen Comics Verlag diese Graphic Novel herausgegeben. Ein inspirierendes Werk für Kenner und Neuentdecker gleichermaßen, das die Kraft von Literatur und Grafik vereint und seinem literarischen Erbe zeitlose Bedeutung

verleiht. In 19 kurzen Episoden erzählen junge Künstlerinnen und Künstler von prägenden Ereignissen im Leben des Autors. Sie sprechen mit Menschen, die ihn gut kannten, und geben ihre eigene Sicht auf ihn wieder. Ergänzt durch literarische Texte von Lenz und biografische Beiträge von Expertinnen und Experten wird sein Leben und Werk facettenreich und lebendig dargestellt.

Elli Unruh

Fische im Trüben



Die Familie Fast lebt Ende der 1980er-Jahre im südlichen Kasachstan. Ihre Vorfahren waren Mennoniten aus Ostpreußen, die damals von Katharina der Großen ins russische Zarenreich geholt wurden, um das Land urbar zu machen und Siedlungen zu gründen. Doch auch in der sowjetischen Nachkriegszeit fühlt sich die Familie noch immer

nicht richtig dazugehörig, sitzt kulturell zwischen den Stühlen. In episodentartigen, intensiven Kapiteln erzählt Elli Unruh, die mit diesem Roman für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert war, das Schicksal der russlanddeutschen Familie. Die fruchtbare Landschaft mit den großen Apfelplantagen und den fischreichen Flüssen sorgt dabei für eine atmosphärische Kulisse.

Tom Ots

Der Kussbrunnen



Ein Junge wächst in den 1950er-Jahren im von Russland annektierten Estland auf. Mit Vierzehn lernt er die 16-jährige Russin Nadja kennen. Sie küssen sich in einem Garten und werden dabei beobachtet. Die Mutter des Jungen ist nicht begeistert, weil er ja noch so jung und sie aus Russland ist. Doch ist die Mutter eine gute Geschichtenerzählerin und so sprechen durch sie die bereits verstorbenen Verwand-

ten und erzählen dem Jungen, was sie von dem Kuss halten. Der in Deutschland geborene Autor mit estnischen Wurzeln erzählt eine sympathische Familiengeschichte, die zugleich ein Plädoyer für friedliches Zusammenleben unter den Völkern ist.

Wiebke Lisner

Hebammen im Wartheland



Das NS-Besatzungsregime übte in den besetzten westpolnischen Gebieten nicht nur militärische Macht aus. Es verfolgte auch eine Geburtenpolitik, die eine Germanisierung der Bevölkerungsstruktur zum Ziel hatte. So wurden Geburten in deutschen Familien gefördert, während man sie bei jüdischen und polnischen Paaren einzuschränken

versuchte, indem man ihnen nur eine geringe medizinische Versorgung zur Verfügung stellte. Diese Politik erschwerte auch die Arbeit der Hebammen, Ärztinnen und Ärzte im Wartheland, die in dieser Zeit mit zunehmenden medizinischen und ethischen Problemen zu kämpfen hatten.

Niklas Zimmermann

Volksgruppe und Versöhnung



Noch während Deutsche aus der Tschechoslowakei vertrieben wurden, gründete sich Anfang 1946 die sudetendeutsche und katholisch geprägte Ackermann-Gemeinde in München. Diese Organisation nahm sich schon sehr früh zum Ziel, den deutsch-tschechischen Dialog zu suchen und nach Versöhnung zu streben. Themen wie die eventuelle Rückkehr in die alte Heimat und die »Ost-

hilfe« wurden hier frühzeitig und kontrovers diskutiert. Später wurden die Solidarisierung mit den tschechischen Katholiken und in den 1990er-Jahren der tschechische EU-Beitritt wichtige Meilensteine der Gemeinde, die bis heute existiert.

Holger Löttel (Hg.)

Adenauers Ostpolitik. Der Bundeskanzler und die Sowjetunion 1955–1963



Gut zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg nahmen die Regierungen der Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland offizielle Beziehungen auf. Durch die deutsche Teilung und die noch sehr präsenten Gewalterfahrungen auf beiden Seiten gestalteten diese sich schwierig. Sie boten Bundeskanzler Konrad Adenauer jedoch die Möglich-

keit, die sowjetische Perspektive besser zu verstehen und Handlungsspielräume auszuloten. Die frühe Ostpolitik war daher geprägt von einer Mischung aus Entschlossenheit und Entspannungsversuchen. Dieser Band trägt die Protokolle der Moskareise von 1955 zusammen und ergänzt sie durch Gesprächsnotizen und Erläuterungen.

Oliver Moody

Konfliktzone Ostsee



Dieses Buch stellt die acht europäischen Ostseestaaten in den Mittelpunkt: Deutschland, Dänemark, Schweden, Finnland, Estland, Lettland, Litauen und Polen. Ihnen kommt eine besondere Bedeutung in der aktuellen Situation zu, die sich aus dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine für das westliche Europa ergeben hat. Neben der Ukraine betrachtet Russland

den Ostseeraum als zweiten Austragungsort, um den Wettstreit Ost gegen West für sich zu entscheiden. Moody stellt dar, wie sich einige der europäischen Staaten bereits in der Vergangenheit im Ostseeraum behauptet haben und wie alle betroffenen Länder für die Zukunft daraus lernen können.

Woche der Brüderlichkeit 1952



Bild: Archiv GCJZ Düsseldorf

Schulter an Schulter miteinander

75 Jahre GCJZ Düsseldorf

VON ANDREA SONNEN

Die Anfänge – Skepsis und erste Schritte

Die Düsseldorfer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gehört zu jenem Dutzend Gesellschaften, die bereits in den ersten Nachkriegsjahren gegründet wurden. Vor allem in der amerikanischen Besatzungszone wurde mit Nachdruck die Gründung von Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gefördert. Es war ein Bestandteil der re-education, der moralisch-politischen Umerziehung des deutschen Volkes, zu den Werten von Freiheit und Demokratie.

Carl H. Privou, Branch Manager der Centfox-Film in Düsseldorf, besuchte 1950 das Büro des Landesverbandes der jüdischen Kultusgemeinden von Nordrhein. Angeregt durch die Ideen der National Conference of Christians and Jews in den

USA bemühte er sich um eine Förderung der Zusammenarbeit zwischen Protestanten, Katholiken und Juden, um Vorurteile und Intoleranz zu überwinden.

Reserviertheit, Erstaunen, skeptische Zurückhaltung und Abwägen waren die ersten Reaktionen in Düsseldorf. Doch aufgrund des Einsatzes von Privou fanden nach und nach Menschen zusammen, die den begonnenen Weg zueinander weitergingen bis hin zur Gründung der heutigen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit am 2. Mai 1951. Als Gründungsmitglieder wurden fast ausschließlich Menschen gewonnen, die dem Nationalsozialismus kritisch gegenübergestanden hatten. Viele waren verfolgt oder strafversetzt worden. Für sie bedeutete die Mitarbeit einen konkreten Dienst an einem nunmehr demokratischen, neuen Deutschland. Ein Ziel der Gesellschaft war die Vertiefung

Woche der Brüderlichkeit 1954



Bild: Archiv GCJZ Düsseldorf

der Beziehungen zur jüdischen Gemeinde in Düsseldorf. Die jüdischen Partner hatten ausnahmslos Schlimmes erlitten. Sie waren entweder aus den Konzentrationslagern befreit worden oder aus der Emigration zurückgekehrte Menschen. Ihre Skepsis gegenüber dem demokratischen Neubeginn nach dem »Zusammenbruch« war unverkennbar, ihre Sehnsucht nach Gutwilligen, denen man vertrauen konnte, ebenso. Sehr konstruktiv arbeitete der damalige Herausgeber der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland, Karl Marx, in der Gesellschaft mit.

Pädagogische Arbeit – Schulbuchrevision und internationaler Austausch

Noch bevor die Gesellschaft zur Woche der Brüderlichkeit 1952 mit einer eigenen Veranstaltung an eine breite Öffentlichkeit trat, hatte sie die konkrete Arbeit mit dem Schwerpunkt Lehrerfortbildung aufgenommen. Der bereits im Juni 1951 eingerichtete Erzieherausschuss war verantwortlich für die pädagogische Arbeit und bot in den folgenden Jahren viele große Tagungen mit jeweils mehreren hundert Teilnehmenden an. Das voneinander Lernen war

dabei von Anfang an eingebunden auch in einen internationalen Erfahrungsaustausch. In den Folgejahren wurde eine ganze Reihe von großangelegten Tagungen für Lehrer und Schüler organisiert und intensiv an einer Revision der Schulbücher gearbeitet. Seit 1955 lud der Erzieherausschuss dann regelmäßig und mit großem Erfolg zu Studienreisen nach Israel ein.

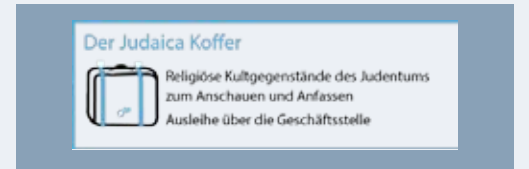
Is heute widmet sich die Gesellschaft immer wieder pädagogischen Fragen. So hat sie unter dem Titel »Vorurteile abbauen – Mauern niederreißen« eine Broschüre über Antisemitismus für die Arbeit an Schulen herausgegeben, die mit dem Titel »Exposing myths – Overcoming prejudices« auch auf Englisch zum Download bereitgestellt wird. Außerdem wurde ein Judaica-Koffer mit jüdischen Kultgegenständen ausgestattet, der von Schulen ausgeliehen werden kann. Vertreter der Gesellschaft gehen in die Schulklassen, um Kindern und Jugendlichen mehr vom Judentum zu erzählen. Eine große Bibliothek auf der 3. Etage im GHH lädt Lernende und Interessierte zur weitergehenden Lektüre ein. Der aktuelle Bibliothekskatalog ist online auf der Website der GCJZ unter www.cjz-duesseldorf.de einsehbar. Zudem

Programm »Tag der Erziehung« in der Woche der Brüderlichkeit 1952

Zeitungsartikel zur Zeugenbetreuung

Zeitungsartikel zur Zeugenbetreuung

Medien der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit



betreuen wir im Auftrag der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen das Projekt »We, the six million«. Es bietet eine Wanderausstellung zu jüdischem Leben in NRW vor und nach dem Novemberpogrom für Schulen sowie Workshops zu Antisemitismus und Erinnerungsarbeit an und initiiert deutsch-israelische Schulkooperationen.

Zeugenbetreuung während der NS-Prozesse – Beistand von Mensch zu Mensch und bleibende Verantwortung

Seit dem Jahr 1970 übernahm die Gesellschaft im Auftrag der Staatsanwaltschaft die Betreuung ausländischer Zeugen in mehreren großen NS-Prozessen. Die Zeugen, oft schwer an Körper und Seele gezeichnet, mussten vor Gericht die Grausamkeiten ein zweites Mal durchleben – häufig unter höhnischen Kommentaren der Verteidiger und von Teilen des Publikums. Unter der Leitung der langjährigen Geschäftsführerin Elisabeth Adler-Cremers wurde die Betreuung der Opferzeugen im Majdanek-Prozess (26.11.1976 – 30.06.1981) beispielhaft geleistet. 215 ehemalige Häftlinge wurden als Zeugen gehört und mussten sich noch einmal mit

den schrecklichen Erlebnissen ihrer KZ-Haft auseinandersetzen. Mitglieder der Düsseldorfer Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit waren es, die in dieser extremen Belastungssituation die persönliche Betreuung der Zeuginnen und Zeugen organisierten, es ihnen dadurch oft erst ermöglichten, ihre Aussagen vor Gericht zu machen. Dieses Engagement bildete bis zum Ende des Majdanek-Prozesses den Schwerpunkt der Arbeit.

Schulter an Schulter miteinander – GCJZ heute

Bis heute stellt sich die Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit der bleibenden Verantwortung und engagiert sich in der Erinnerungskultur im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus, an die Shoa. Sie wendet sich gegen Unmenschlichkeit, Intoleranz und Fanatismus, insbesondere gegen alle Formen des Antisemitismus, der seit dem 7. Oktober 2023 gefährlich angestiegen ist. Dabei sind wir besonders der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf durch eine enge Partnerschaft verbunden und setzen uns immer wieder dafür ein, dass jüdisches Leben ohne Angst gelebt werden kann. Wir kooperieren mit einer Vielzahl von Partner-

organisationen und bieten regelmäßig verschiedene Veranstaltungen, Studienreisen und vieles mehr für die Mitglieder und eine interessierte Öffentlichkeit an. Christen und Christinnen, Juden und Jüdinnen sowie alle Menschen, die sich diesem Engagement verpflichtet fühlen,

sind eingeladen, die Arbeit der Gesellschaft durch ihre Mitgliedschaft zu unterstützen. Wir haben zurzeit rund 500 Mitglieder und sind mit mehr als 80 Schwestergesellschaften über unseren Dachverband, den »Deutschen Koordinierungsrat« mit Sitz in Bad Nauheim, vernetzt. ■



Bild: Ilona Gonstorf/GHH

Kurz & Bündig

Die GCJZ wird geleitet durch ihren Vorstand, der sich aus je einem jüdischen, katholischen und evangelischen Vorstandsmitglied zusammensetzt, und durch die Geschäftsführerin **Andrea Sonnen**, die seit 1992 für die Gesellschaft tätig ist. Seit Juni 2023 befindet sich die Geschäftsstelle im Gerhart-Hauptmann-Haus auf der 3. Etage in der Bismarckstraße 90 – eine räumliche Nähe, die die Zusammenarbeit mit dem GHH fördert und neue Perspektiven eröffnet. Die Stiftung GHH ist zudem seit 2025 auch Mitglied der GCJZ, um diese Partnerschaft zu festigen. Weitere Informationen zur Geschichte und dem Angebot sowie das aktuelle Programm der GCJZ Düsseldorf finden Sie unter www.cjz-duesseldorf.de.

Rückblick auf das erste Halbjahr 2026 – eine Auswahl



Café Kyiv | Fast auf den Tag genau, am vierten Jahrestag des völkerrechtswidrigen russischen Angriffs auf die Ukraine hat die Konrad-Adenauer-Stiftung ihre Großveranstaltung »Café Kyiv« zum vierten Mal in Berlin durchgeführt. Wir waren zum dritten Mal dabei, und das mit noch mehr

aktiver Beteiligung als im letzten Jahr. Besonders bewegend war der abendliche Abschluss mit Auszügen aus dem Theaterstück »Blinde Kuh mit dem Tod« des Jungen Schauspiels Düsseldorf. Ein eindrucksvoller Tag, der sich dennoch auf einen kurzen Nenner bringen lässt: **»Stand with Ukraine!«**



Neujahrskonzert | Mit Schwung, Gefühl und einer großen Portion Zuversicht starteten wir im GHH am 16. Januar ins neue Jahr. Unter der Leitung von Feliks Sokol begeisterte der Chor »Aufwind« aus Ratingen mit einem Konzertprogramm voller Energie und musikalischer Strahlkraft. Von der ersten Minute an sprang der Funke über. Gospelrhythmen, moderne geistliche Lieder sowie Songs über Vertrauen, Glauben und innere Stärke schufen eine ganz besondere Atmosphäre. Solist Oleksii Hrebeniuk sorgte mit seinem gefühlvollen Geigenspiel für Gänsehautmomente im voll besetzten Saal. Nach dem Konzert ließen viele Gäste den Abend bei einem kleinen Umtrunk gemeinsam ausklingen. Ein rundum gelungener Auftakt in unser Veranstaltungsprogramm und eines der ersten musikalischen Highlights des Konzertjahres 2026.



Spielesachmittag | Möbel auf dem Schwarzmarkt gegen Toilettenpapier tauschen? Schlange stehen vor einem Geschäft, das nicht beliefert wird? Was heute skurril klingt, war in den 1980er-Jahren in Polen unter dem Kriegsrecht bittere Realität. Beim Spielesachmittag in unserer Bibliothek tauchten die Teilnehmenden genau in diese Erfahrungswelt ein. Mit dem Brettspiel »Kolejka« erlebten sie spielerisch, wie der Handel mit Bückware florierende und leere Läden den Alltag prägten. Neben diesem geschichtlichen Einblick standen weitere außergewöhnliche sowie kuriose Karten- und Brettspiele aus Ost und West im Mittelpunkt. Das Format bot den Besucherinnen und Besuchern die perfekte Gelegenheit, gemeinsam zu spielen, ins Gespräch zu kommen und historische sowie gesellschaftliche Themen aus einer völlig neuen Perspektive zu entdecken. Aufgrund der positiven Resonanz wird der Spielesachmittag fortgesetzt. Die nächsten Spiele warten bereits auf ihren Einsatz.



Bild: Stanishevska Eugenia/GHH

Caro Matzko | Am 22. Januar war die Journalistin, Moderatorin und Autorin Caro Matzko zu Gast im GHH und las aus ihrem Buch »Alte Wut«. In eindrücklichen und sehr persönlichen Worten nahm sie das Publikum mit auf eine Reise entlang der Fluchroute ihres Vaters und zugleich auf eine Auseinandersetzung mit Fragen von Herkunft, Erinnerung und dem Weiterwirken von Erfahrungen über Generationen hinweg. Mit großer Offenheit, Tiefgang und auch Humor thematisierte sie die Verflechtung der Biografie ihres Vaters mit der eigenen Lebensgeschichte sowie die Auswirkungen transgenerationaler Prägungen. Im Mittelpunkt standen dabei familiäre Traumata, verdrängte Vergangenheit, Schmerz, Verarbeitung, Versöhnung und gesellschaftliche Radikalisierung. Im anschließenden Gespräch entstand ein intensiver Austausch mit dem Publikum, der weit über die Veranstaltung hinaus nachwirkte.



(von links nach rechts) Hanna Radziejowska, Yeva Yakubovska, Karl Schlögel und Mateusz Falcowski

Podiumsdiskussion | Im Rahmen der Ausstellung »STUS« diskutierten am 6. Februar der renommierte Osteuropa-Historiker und Friedenspreisträger 2025 Karl Schlögel sowie Hanna Radziejowska, Yeva Yakubovska und Mateusz Falcowski vom Pilecki-Institut Berlin über die dissidentische Zusammenarbeit zwischen der Ukraine, Deutschland und Polen. Im Mittelpunkt standen historische Erfahrungen, der transnationale Austausch und die Netzwerke poli-

tischer Solidarität zwischen den drei Ländern sowie deren Bedeutung für die Gegenwart. Die lebhafte Diskussion verdeutlichte, wie eng die Freiheitsbewegungen in Ostmitteleuropa miteinander verbunden waren und weshalb das Wissen über diese gemeinsamen europäischen Erfahrungen heute wichtiger denn je ist. In der anschließenden Frageunde nutzte das Publikum die Gelegenheit zum direkten Austausch mit den Podiumsgästen.



Theaterstück »Ottla« | Am 4. März wurde im GHH das Theaterstück über Ottilie »Ottla« Kafka aufgeführt, der jüngsten Schwester und engsten Vertrauten von Franz Kafka. Die Inszenierung erzählt von ihrem Leben in Prag, ihrer Deportation nach Theresienstadt und ihrem mutigen Einsatz für Kinder im Ghetto. Das Ensemble von rimon productions zeichnet das eindringliche Porträt einer außergewöhnlichen Frau und erinnert zugleich an das Schicksal Ottlas und ihrer Schwestern, die alle in der Shoah ermordet wurden.



Besuch in Czernowitz | Im Februar 2026 reiste eine Delegation aus Düsseldorf, zu der auch unsere Kollegin Dr. Katja Schlenker gehörte, nach Czernowitz in der Ukraine, um das Theaterstück »Blinde Kuh mit dem Tod« aufzuführen. Das auf einer Graphic Novel basierende Stück erzählt die Kindheitserinnerungen von Holocaust-Überlebenden, darunter die Lebensgeschichte des gebürtigen Czernowitzer Juden Herbert Rubinstein. In ukrainischer Bearbeitung wurde das Stück an zwei ausverkauften Abenden gezeigt: zunächst im

Jüdischen Theater des Kulturpalasts und anschließend in der Werkstattbühne des Olha-Kobyljanska-Theaters. Die Reaktionen des Publikums, unter dem sich auch viele aus der Ostukraine geflüchtete Kinder und Jugendliche befanden, waren überwältigend. Die Delegation erlebte eine vom Krieg gezeichnete und von Kälte geprägte Stadt, aber auch den starken Willen der Menschen, Kultur, Begegnung und Alltag weiterzuführen.



Ausstellung GHT | Georg Hans Trapp galt als der Illustrator der sudetendeutschen Sozialdemokratie. Seine politischen Zeichnungen prägten die Zeitschriften der Zwischenkriegszeit. Aus Überzeugung gegen den Nationalsozialismus zeichnend, musste er Emigration, Verschleppung und das Lager Flossenbürg durchleben. Vom 23. März bis zum 20. April zeigten wir in Kooperation mit der Seliger-Gemeinde sein Frühwerk aus der Tschechoslowakei und erinnerten an einen zu Unrecht vergessenen politischen Künstler.



Mia Raben | Am 11. März durften wir die Autorin Mia Raben im GHH begrüßen. Sie las aus ihrem Debütroman »Unter Dojczy«, in dessen Mittelpunkt die polnische Pflegerin Jola steht. Diese kommt über eine Vermittlungsagentur aus Łódź in Polen nach Hamburg, um dort Ursula »Uschi« von Klewen zu betreuen. Der Roman gibt einer Berufsgruppe eine Stimme, die in deutschen Haushalten allgegenwärtig und doch oft unsichtbar ist. Er erzählt von Fürsorge, Ausbeutung und einer Freundschaft, die Grenzen überwindet. Im Gespräch mit unserer Kollegin Dr. Sabine Grabowski (rechts im Bild) sprach Mia Raben über die persönlichen und gesellschaftlichen Erfahrungen, die sie zu dieser Geschichte inspiriert haben.



Marko Martin neben unserer Kollegin Janneke Eggert (Moderation)

Marko Martin | Am 18. März war Marko Martin zu Gast im GHH. Mit seinem Buch »Freiheitsaufgaben« im Gepäck las er vor zahlreichen engagierten Gästen, darunter auch ein besonders interessierter Geschichts-Leistungskurs. Aus der Lesung wurde schnell eine lebhaft diskutierte Diskussion über deutsche Vergangenheit, den Krieg gegen die Ukraine und den

Umgang mit der AfD. In Ost und West sozialisiert, beleuchtete Martin differenziert die bestehenden Unterschiede, etwa im Umgang mit Putins Russland oder dem Rechtsruck im eigenen Land. Gleichzeitig machte er deutlich, was uns verbindet: die gemeinsame Verantwortung, Freiheit und Demokratie aktiv zu gestalten und zu verteidigen.

Ausstellung »Pripyat« | Am 26. April 2026 jährte sich die Katastrophe im Kernkraftwerk Chornobyl zum 40. Mal. Die Explosion von Reaktor 4 am selben Tag im Jahr 1986 gilt als das schwerste Unglück in der Geschichte der zivilen Nutzung der Kernenergie. Die verlassene Stadt Pripyat steht bis heute symbolisch für die dramatischen Folgen dieser Tragödie. Die Katastrophe selbst war nicht nur das Ergebnis technischer Fehler, sondern auch eines ganzen Systems. Die Sowjetunion hielt die Weltöffentlichkeit zunächst bewusst im Unklaren. Erst als in Schweden erhöhte Strahlungswerte gemessen wurden, wurde das Ausmaß des Unglücks international bekannt. Wertvolle Zeit verstrich, mit gravierenden Folgen für Mensch und Umwelt. Anlässlich des 40. Jahrestags der Reaktorkatastrophe von Chornobyl präsentierten wir die interaktive Fotoausstellung »Pripyat. Die Zeitmaschine – Das europäische Erbe der Katastrophe von Chornobyl« des ukrainischen Künstlers Oleksandr Syrota zunächst in der Stadtbibliothek Mönchengladbach und anschließend

im Hauptfoyer des Rathauses Neuss. Mithilfe von Augmented Reality verbindet die Ausstellung historische und aktuelle Aufnahmen und macht die Geschichte der verlassenen Stadt Pripyat sowie die bis heute spürbaren Folgen der Katastrophe eindrucksvoll erfahrbar.

Im **Begleitprogramm zur Ausstellung** diskutierten der Journalist und Ukraine-Korrespondent Bernhard Clasen und Moderatorin Daria Korniichuk am 12. Mai in der Stadtbibliothek Mönchengladbach über die gesundheitlichen, ökologischen und gesellschaftlichen Folgen der Reaktorkatastrophe von 1986 sowie die Solidarität und Hilfsinitiativen, die auch in Mönchengladbach entstanden sind. Zugleich richtete sich der Blick auf die Auswirkungen des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine und die Frage, welche Bedeutung diese Ereignisse für Europa heute haben. Der Abend machte deutlich, wie eng die Geschichte von Chornobyl mit aktuellen Fragen von Sicherheit, Solidarität und Erinnerungskultur verbunden ist.





Aufführung »Rose Ausländer« | Am 10. Mai 2026, dem Vorabend ihres 125. Geburtstags, erinnerten wir an die bedeutende deutschsprachige Dichterin Rose Ausländer. Im Mittelpunkt standen ihre Gedichte, die auch ihren bewegten Lebensweg zwischen Verfolgung, Exil und Überleben beleuchteten. Barbara Megenthaller und Gudrun Remane vom »Wortkino Stuttgart« brachten ihre Texte eindrucksvoll zum Klingen. Dieser Abend knüpfte an einen besonderen Moment in der Geschichte unseres Hauses an: 1977 erhielt Rose Ausländer den Andreas-Gryphius-Preis im GHH und absolvierte hier ihren letzten öffentlichen Auftritt. Seit 2021 trägt unser Ausstellungsraum auch ihren Namen und hält so die Erinnerung an ihr literarisches Vermächtnis lebendig.



Seminar in Sztynort | Vom 19. bis 24. April fand ein multinationales Seminar zu Fragen der europäischen Sicherheit, Geschichte und Geopolitik statt. In einem intensiven Austauschprogramm setzten sich Studierende sowie junge Angehörige der Streitkräfte aus Deutschland, Polen, Litauen und Dänemark mit aktuellen sicherheitspolitischen Herausforderungen und deren historischen Hintergründen auseinander. Das vom Multinational Corps Northeast organisierte Programm begann an der Deutschen Botschaft in Warschau und führte anschließend nach Steinort/Sztynort. Dieser Ort ist eng mit dem Widerstand der Familie von Lehn-dorff gegen das NS-Regime verbunden und versteht sich heute als Raum der Erinnerung und des europäischen Dialogs. Für die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus nahmen Dr. Sabine Grabowski und drei Studierende der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf teil.



Aufführung »Teller im Topf« | Mit der Performance »Teller im Topf« widmete sich die Düsseldorfer Regisseurin Marlin de Haan im GHH den Themen Flucht, Vertreibung und Erinnerung. In Kooperation mit dem FFT Düsseldorf entstand ein performativer Parcours, der historische Erfahrungen mit gegenwärtigen Fragen nach Zugehörigkeit, Verlust und Neuanfang verbindet. Ausgehend von der Frage »Wie viel Loslassen braucht das Ankommen?«, regte die einstündige Performance dazu an, sich mit individuellen und gesellschaftlichen Formen von Erinnerung auseinanderzusetzen. Der Titel verweist auf eine Fluchtgeschichte, bei der ein Topf mit Tellern zum Symbol für mitgenommene Erinnerungen, Herkunft und die Suche nach einem neuen Zuhause wurde. Die Performance führte durch verschiedene Räume unseres Hauses und bezog auch die Ausstellung »Flüchtiges Glück – Befreiung aus Theresienstadt« mit ein. Mit poetischen Bildern und stillen Momenten schuf »Teller im Topf« einen Raum für Reflexion und Austausch über die Erfahrungen entwurzelter Menschen gestern und heute.

Ausstellung »Hinter dem Mittelmeer« | Vom 12. Mai bis zum 31. Juli zeigte unsere Stiftung die Ausstellung »Hinter dem Mittelmeer – Fotografien, Reportagen und Hintergrundinformationen entlang zentraler Migrationsrouten«, konzipiert von Mirco Keilberth. Die Ausstellung erzählt von Menschen aus Syrien, dem Libanon, Tunesien, Libyen, dem Sudan und Westafrika, die geflohen, zurückgekehrt oder weitergezogen sind. Zugleich beleuchtet sie Fluchtursachen, Migrationsrouten und den Umgang Europas mit Migration. Mehr als zehn Jahre nach dem Höhepunkt der Fluchtbewegungen von 2015 macht die Ausstellung deutlich, dass Migration trotz einer verschärften europäischen Abschottungspolitik eine der zentralen globalen Herausforderungen unserer Zeit bleibt. Kriege, Klimawandel, wirtschaftliche Perspektivlosigkeit und der Zerfall staatlicher Strukturen zwingen weiterhin viele Menschen zur Flucht – auch wenn diese Realität heute seltener im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit steht.



Bild: Christina Eichmann

Peggy Patzschke | Am 22. Mai war die Journalistin, Moderatorin und Autorin Peggy Patzschke bei uns zu Gast und las aus ihrem Roman »Bis ans Meer«. Die auf einer wahren Familiengeschichte basierende Erzählung verbin-

det Flucht aus Schlesien 1945, Verlust, Liebe und die Kraft des Erinnerns über drei Generationen hinweg. Die Lesung wurde durch visuelle Elemente und musikalische Beiträge atmosphärisch untermalt.



Ausstellungseröffnung »Gemalte Gebete« | Am 26. Mai wurde im GHH die Ausstellung »Gemalte Gebete« eröffnet. Sie zeigt Wandmalereien aus Synagogen der ukrainischen Bukowina, von denen viele akut gefährdet oder bereits verloren sind. Die Motive erzählen von religiöser Praxis, kultureller Vielfalt und einer reichen jüdischen Bildsprache. Prof. Dr. Aleksandra Lipińska von der Universität zu Köln, die die Ausstellung mitkonzipiert hat (hier rechts im Bild), stellte in ihrer Einführung die kunsthistorischen Hintergründe vor und machte deutlich, wie wichtig die Dokumentation und Bewahrung dieser seltenen Zeugnisse jüdischer Kultur ist. Die Ausstellung wird in Kooperation mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Düsseldorf präsentiert und kann noch bis zum 25. September auf der 1. Etage im Foyer vor dem Eichendorff-Saal besucht werden.



Bilder: Andrea Sonnen

Tomer Gardi | Wie hängen Migration, globale Ausbeutung und unser alltäglicher Konsum zusammen? Dieser Frage ging der Autor Tomer Gardi am 1. Juli in seiner Lesung im Rahmen des Begleitprogramms zu unserer Ausstellung »Hinter dem Mittelmeer« nach. In seinem Roman »Liefern« erzählt er von Fahrradkurieren in Metropolen wie Delhi, Istanbul, Tel Aviv, Berlin, Buenos Aires und Kenia und macht das oft unsichtbare Leben der Essenslieferanten literarisch sichtbar. Seine Texte schaffen es

mit großer erzählerischer Kraft, die Verlorenheit der Abgehängten einzufangen, ohne sie auf eine Opferrolle zu reduzieren. Im lebhaften Austausch mit Moderatorin Maren Jungclaus (Literaturbüro NRW) verband der Autor, der selbst zwischen verschiedenen Welten lebt, ernste Themen wie Migration, Rassismus, Ausbeutung und den Wunsch nach Zugehörigkeit mit poetischer Leichtfüßigkeit und feinsinnigem Humor.



Aufführung »Kleine Hexe« | Kinder aus allen Ecken der Stadt konnten im GHH drei zauberhafte Vormittage voller Musik und Fantasie erleben. Sie wurden in die Welt der kleinen Hexe von Otfried Preußler entführt – eine Welt voller Magie, Freundschaft und Abenteuer. Im Rahmen der Reihe »Tonhalle geht aus« bringt die Tonhalle Düsseldorf den Kinderbuchklassiker zusammen mit dem Theater SpielMarie gezielt in Stadtteile, in denen Kinder sonst seltener mit Musik in Berührung kommen. Unter der künstlerischen Leitung von Tina El-Fayoumy erzählten vier Jazzmusiker die bekannte Geschichte auf ihre Weise neu. Der Stoff ist altbekannt, die Musik ganz neu: Der Komponist und Schlagzeuger Benjamin Garcia hat die Geschichte über Freundschaft, Hilfsbereitschaft und den Glauben an das Gute eigens für das Ensemble vertont – mit einer ungewöhnlichen Instrumentenkombination aus Sousaphon, (Bass-)Klarinette, E-Piano und Schlagwerk. Neben vier Aufführungen für Kitas und Schulen fand am 4. Juli auch eine kostenlose Familienvorstellung für Kinder ab fünf Jahren statt.



Konzert VIVAZZA | Am 20. Mai erlebten wir mit dem Konzert »Bridges to Terezín – Memory in Music« einen ebenso bewegenden wie eindrucksvollen Abend. Das Kammermusikensemble Sinfonietta Vivazza präsentierte Werke von Komponisten, deren Leben und Schaffen durch Verfolgung, Exil und Widerstand geprägt waren. Bereits eine Woche zuvor hatte das Ensemble dieses Programm bei der Nationalen Gedenkfeier in Theresienstadt/Terezín in Anwesenheit des Präsidenten der Tschechischen Republik sowie

hochrangiger Vertreterinnen und Vertreter aus Deutschland aufgeführt. Die Musik schlug Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart sowie zwischen Deutschland und Tschechien und erinnerte eindrucksvoll an die Schicksale der in Theresienstadt/Terezín verfolgten Künstlerinnen und Künstler. Das Konzert verstand sich als lebendige Form des Gedenkens und setzte ein starkes musikalisches Zeichen für Erinnerung, Verantwortung und die verbindende Kraft der Kunst.



Bild: Stanislavskaja Eugenia/GHH

Vortrag Bulgarien | Am 15. Juni war Norbert Beckmann-Dierkes, Leiter des Auslandsbüros der Konrad-Adenauer-Stiftung in Sofia und Gründer des Burgas Connectivity Forums, zu Gast in der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus.

In seinem Vortrag »Bulgarien heute. Politik, Parteien, Personen« stellte er dem Publikum die aktuelle politische Situation Bulgariens vor – fundiert analysiert und getragen von langjähriger praktischer Erfahrung.

(von links nach rechts) Norbert Beckmann-Dierkes, die Generalkonsulin der Republik Bulgarien in Düsseldorf, Snezhina Marinova, Prof. Dr. Winfried Halder (Direktor GHH), Daniel Rumenov Dimov (Vorsitzender der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft »Donau« NRW e.V.) und Werner Jostmeier, Honorarkonsul der Republik Bulgarien in NRW



Schülerwettbewerb | Am 2. Juli wurden in der Rheinhausen-Halle in Duisburg die 50 Landessiegerpreise des 73. Schülerwettbewerbs »Begegnung mit Osteuropa« unter dem Motto »EUROPA – WestOstWärts!« verliehen. Unter den Ausgezeichneten befinden sich 40 Preisträgerinnen und Preisträger aus Nordrhein-Westfalen sowie zehn Gewinnerinnen und Gewinner aus Lettland, Litauen, Polen, der Slowakei, der Ukraine und Ungarn. Dr. Sabine Grabowski vertrat unsere Stiftung in der Pädagogischen Arbeitsgruppe und in der Jury des Wettbewerbs. Zudem begleitete sie das Rahmenprogramm für die Landessiegerinnen und Landessieger aus Osteuropa.



Bulgarischer Abend | Am 15. Juli fand im GHH ein abwechslungsreicher und informativer »Bulgarischer Abend« statt: Die Generalkonsulin der Republik Bulgarien, Snezhina Marinova, gab einen eindrucksvollen Einblick in Geschichte, Kultur und Gegenwart ihres Landes. Das Ensemble »Donau« präsentierte traditionelle Trachten, und wir durften auch erfahren, wie Bulgarien schmeckt: Ein liebevoll vorbereitetes Buffet mit ausgewählten bulgarischen Spezialitäten rundete den Abend ab. Die Veranstaltung bildete einen lebendigen Auftakt zur Vorbereitung unserer Studienreise nach Bulgarien im September 2026.



Bild: Winfrid Halder/GHH



Bild: Ilona Gonsior/GHH

(von links) Prof. Dr. Winfrid Halder (Direktor GHH), Snezhina Marinova (Generalkonsulin der Republik Bulgarien in Düsseldorf), Rumen Bonev (Leiter der Wirtschaftsabteilung des bulgarischen Generalkonsulats), Werner Jostmeier (Honorarkonsul der Republik Bulgarien in Nordrhein-Westfalen) und Daniel Rumenov Dimov (Vorsitzender der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft »Donau« NRW e.V.), gemeinsam mit Mitgliedern des Ensembles »Donau« in traditionellen bulgarischen Trachten.

Studienreise nach Litauen und Lettland | Vom 2. bis 9. Juli führte uns unsere diesjährige Studienreise gemeinsam mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Düsseldorf auf jüdisch-christlichen Spuren nach Litauen und Lettland. Wissenschaftlich begleitet wurde die Reise von Dr. Katja Schlenker und Prof. Dr. Winfrid Halder (beide GHH) sowie von Andrea Sonnen (GCJZ Düsseldorf). Die Route führte von Vilnius – dem einstigen »Jerusalem des Nordens« – über Kedainiai, Kaunas und Šeduva bis nach Riga. Das Programm umfasste Führungen durch historische jüdische Viertel sowie Besuche zentraler Erinnerungsorte wie der Gedenkstätte des Vilnius-Ghettos, des Staatlichen Jüdischen Museums Gaon von Vilnius, des Lost Shtetl Museum in Šeduva und des Lettischen Okkupationsmuseums in Riga. Ergänzt wurde die Reise durch kunst-historische Einblicke, darunter der Besuch des Lettischen Nationalen Kunstmuseums und des Jugendstilviertels in Riga.



Bild: Winfrid Halder/GHH



Bilder: Winfrid Halder/GHH



Bild: Andrea Sonnen

Bilder: Winfrid Halder/GHH

Schlesisches Theater – Ein historischer Abriss

VON KATARZYNA SCHIEWECK & ANDRZEJ LINERT

Die Geschichte des Schlesischen Wyspiański-Theaters in Kattowitz ist facettenreich und beginnt am Anfang des 20. Jahrhunderts. Im Oktober 1907 wurde das Stadttheater im deutschen Kattowitz eröffnet, das schnell zu einem wichtigen kulturellen Zentrum der Region avancierte. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurden gemäß dem Versailler Vertrag in den Gebieten mit gemischtsprachiger Bevölkerung Volksabstimmungen durchgeführt. Die Abstimmung in Oberschlesien, die auf beiden Seiten von Propaganda und Gewalt begleitet wurde, fand am 20. März 1921 statt. Etwa 60 Prozent der Wähler stimmten für den Verbleib der Region bei Deutschland, etwa 40 Prozent für den Anschluss an Polen. Nach der Volksabstimmung beschloss die Pariser Botschafterkonferenz die Teilung der Region.

Am 20. Juni 1922 übernahmen polnische Behörden unter anderem die Verwaltung in Kattowitz, das nun zu Katowice wurde. In diesem Jahr wurde auch das Theater umbenannt und trug ab sofort den Namen Polnisches Theater. Das Theatergebäude stand, aufgrund des Deutsch-Polnischen Abkommens über Oberschlesien vom 15. Mai 1922, in den Jahren zwischen 1922 und 1924 die Hälfte eines jeden Monats jedoch zunächst der deutschen Zuschauergruppe zur Verfügung. Nach und nach wurde die Zeitspanne auf neun Werktage und einen Feiertag monatlich reduziert. Gleiches galt für Gastspiele des Polnischen Theaters aus Kattowitz im deutschen Teil Oberschlesiens. Im Jahr 1936 erhielt das Theater den Namen Stanisław-Wyspiański-Theater. Der Zweite Weltkrieg brachte eine erneute Wende. Kattowitz wurde am 4. September 1939 von der Wehrmacht besetzt und in der Folge Hauptstadt der erweiterten Provinz Oberschlesien sowie Sitz des NSDAP-Gauleiters. Das Theater wurde in Stadttheater Kattowitz umbenannt. Nach einigen Monaten, zu Beginn der Saison 1941/1942, wurden die Städtischen Bühnen Kattowitz-Königshütte gegründet. Die Kattowitzer Bühne fungierte künftig als Sitz des Opernhauses und widmete sich fortan ausschließlich musikalischen Aufführungen. Das Repertoire wurde den Propagandabedürfnissen angepasst und alle polnischen Elemente eliminiert. Aufgeführt wurden vor allem deutsche Stücke, aber auch solche, die die nationalsozialistische Ideologie untermauern sollten. Das Ensemble trat zudem regelmäßig zur Unterhaltung der SS-Soldaten im Konzentrationslager (KZ) Auschwitz auf. In dieser Zeit wurden zahlreiche polnische Künstlerinnen und Künstler, die zeitweise im Theater auftraten, verhaftet und starben in Konzentrationslagern, Gefängnissen oder durch Massene-

kutionen. Für viele war dies auch eine Zeit des Versteckens, der Widerstandstätigkeit oder der erzwungenen Emigration. Nach dem Krieg konzentrierte sich das Theater vor allem auf die Polonisierung und Integration der oberschlesischen Gesellschaft. Dabei bezog es sowohl die einheimische als auch die zugewanderte Bevölkerung mit ein. Sozialpolitische, nationale und allgemein menschliche Inhalte dominierten. Nach 1947 folgte eine Zeit zahlreicher politischer Umwälzungen. Das Theater erarbeitete ein Repertoire, das sich an ein Arbeiterpublikum richtete. Für diesen Zweck kam speziell ausgewählte Literatur zum Einsatz, die sich mit der Thematik des Klassenkampfes und Produktionsfragen beschäftigte. Am 31. August 1948 wurde seitens der Politik der Versuch unternommen, die Theater in Kattowitz, Sosnowitz (Sosnowiec) und Oppeln (Opole) zu einer Verwaltungseinheit zusammenzufassen. Letztendlich blieb das Theater in Oppeln unabhängig, während das Theater in Sosnowitz für einige Jahre seine Autonomie verlor. Von 1949 bis 1954 war die Leitung des Schlesischen Theaters gezwungen, neben dem Repertoire des kritischen Realismus auch zeitgenössische Stücke aufzuführen, die künstlerisch schwach und politisch gefärbt waren. Gleichzeitig entstanden Differenzen zwischen den Plänen der Direktion und den Erwartungen der Regierung. Ab 1954 wurde das Schlesische Theater mit der Ernennung des 31-jährigen Gustaw Holoubek zum Direktor zunehmend liberaler. Er entwickelte das poetische Theater, das sich auf Metaphern und die psychologische Analyse der Figuren konzentrierte. Zudem entstanden surrealistische Bühnenbilder, unter anderem von Wiesław Lange und Tadeusz Kantor. Leider wurde Holoubek Ende der Saison 1955/1956 abgesetzt. Unter der Intendanz von Józef Wyszomirski (1956–1959) in Zusammenarbeit mit Jerzy Jarocki kehrte das Theater zur klassischen Literatur, sowohl aus dem Ausland als auch aus Polen, zurück. Bis zum Ende der Direktion Jerzy Kaliszewskis im Jahr 1962 währte eine Ära von Inszenierungen, die mit Anspielungen und Mehrdeutigkeiten spielten, Tragik mit Grotteske und Pathos mit Spott verbanden.

Mit der Zeit kehrte das Ensemble zu bewährten Theaterformen zurück, indem es die Handlung getreu der Vorlage wiedergab und literarische Werke auf die Bühne brachte. Es entwickelte sich ein konservatives und zurückhaltendes Theater, das eher eine pädagogische als eine künstlerische Funktion erfüllte. Nur hin und wieder kam klassisches Repertoire zum Tragen, das anhand von Metaphern und Generalisierungen kreativ interpretiert wurde. Unter der



Intendanz von Mieczysław Górkiewicz (1967–1971) entstand auch die erste programmatische Idee, ein »Schlesisches Nationaltheater« zu schaffen. Parallel dazu wurden kritische Inszenierungen aufgeführt, die sich deutlich vom literarischen Original abhoben. Ihre Inhalte boten Raum für künstlerische und gesellschaftliche Freiheit. Ein Trend, der die gesamte Nachkriegsgeschichte des Schlesischen Theaters prägte und auch während der 1970er-Jahre deutlich zu erkennen war – in den Amtszeiten von Ignacy Gogolewski, Józef Para, Krzysztof Rościszewski und Michał Pawlicki.

Paradoxerweise tat die Verhängung des Kriegsrechts in Polen am 13. Dezember 1981 der Stabilität des Ensembles unter der Leitung von Jerzy Zegalski keinen Abbruch. Der Druck der Behörden wurde zunehmend wirkungsloser, und Zegalskis mutige Haltung zu einer Quelle der Kraft für das gesamte Ensemble in dieser schwierigen Zeit. Auf der Theaterbühne fand ein Kampf um das Verständnis von Begriffen wie Demokratie, Patriotismus und Polentum statt. Die Grundlage hierfür bildeten religiöse und nationale Symboliken sowie patriotische und romantische Vorstellungen von Freiheit.

Seit 1999 ist das Schlesische Theater eine Einrichtung der Selbstverwaltung der Woiwodschaft Schlesien. Allmählich hat es sich von nationalen Themen entfernt und beschäftigt sich mehr und mehr mit den Dilemmata und Problemen des Individuums in einer zunehmend digitalen Welt. Das Theater hat begonnen, sich an überregionalen und internationalen Projekten zu beteiligen. Die späten 1990er-Jahre waren auch eine Zeit der Renovierung und Modernisierung. Viele Mäzene und



Sponsoren wandten sich unter der Leitung von Krystyna Szaraniec dem Haus zu. 2003 wurde der in Deutschland bekannte und geschätzte Henryk Baranowski, der Gründer des Berliner Transformtheaters, zum Direktor des Schlesischen Theaters. Seit 2013 wird das Haus von Robert Talarczyk geleitet. ■

»Die künstlerischen Ensembles des Kattowitzer Theaters zwischen 1907 und 1939 zeichneten sich sowohl unter deutscher als auch unter polnischer Verwaltung durch ein starkes Engagement für die eigene nationale Sache aus. Während der nationalsozialistischen Okkupation wurde dieser Charakterzug dem nationalsozialistischen Theatermodell angepasst und sollte u. a. die Moral der Soldaten der SS-Garnison von Auschwitz fördern. In der Nachkriegszeit hingegen wurden patriotische Haltungen mehr oder weniger erfolgreich gegen die politischen Ziele der Machthaber eingesetzt. Die nach 1989 eingetretenen Veränderungen führten schließlich dazu, dass sich die unterschiedlichen Einstellungen aller Schichten der oberschlesischen Gesellschaft wieder ungehindert entfalten können.«

PROF. DR. HABIL. ANDRZEJ LINERT

Prof. Dr. habil. Andrzej Linert (*1944 in Bielsko-Biała) ist polnischer Theaterwissenschaftler, Literaturwissenschaftler, Übersetzer und emeritierter Professor der Jagiellonen-Universität Krakau. Er war unter anderem literarischer Leiter des Schlesischen Theaters in Katowice und veröffentlichte zahlreiche Arbeiten zur Geschichte des schlesischen Theaters und der Kultur Oberschlesiens

Das Schlesische Theater heute

VON JULIA KORUS

Das Schlesische Theater bietet ein breites Spektrum an Aufführungen, darunter klassische und zeitgenössische Stücke. Es spielt eine zentrale Rolle im kulturellen Leben der Stadt und Oberschlesiens insgesamt. Das Haus dient als Plattform für kulturelle Veranstaltungen, Festivals und Theaterproduktionen, die Künstlerinnen und Künstler sowie Zuschauerinnen und Zuschauer aus ganz Polen und dem Ausland anziehen. Das Schlesische Theater ist eine der führenden Kultureinrichtungen in Polen und genießt einen hervorragenden Ruf aufgrund seiner künstlerischen Qualität und sorgfältigen Repertoiregestaltung. Neben klassischen Stücken bietet es auch moderne Inszenierungen und experimentelle Produktionen, welche die Vielfalt und Lebendigkeit des zeitgenössischen Theaters zum Ausdruck bringen – inspiriert von Prosa, Reportagen, Drehbüchern und sogar Comics.

Das Schlesische Theater ist nicht nur dem Namen nach »schlesisch«: in den letzten Spielzeiten wurden Stücke zu weit gefassten lokalen Themen uraufgeführt, die vom Publikum sehr gut angenommen wurden. Obwohl es immer wieder Versuche gegeben hat, Texte, die tief in der regionalen Kultur verwurzelt sind, auf die Bühne zu bringen, gelang es erst 2013, diese zu einem festen Bestandteil des Programms werden zu lassen. Das wichtigste und bekannteste Stück, das gleichzeitig eine Art »Trend für Schlesien« im Theater begründet hat, ist Kazimierz Kutz' »Die fünfte Seite der Welt« (poln. »Piąta strona świata«) unter der Regie von Robert Talarczyk. Der außergewöhnliche Erfolg dieser Inszenierung beweist, dass lokale Geschichten einen zutiefst universellen Charakter haben können, der in allen Teilen des Landes und der Welt gültig ist. Daraus hervorgegangen ist die Reihe »Sakrales Schlesien/Verfluchtes Schlesien« (poln. »Śląsk święty/Śląsk przeklęty«), die sich in vielfältiger Weise mit schlesischen Themen auseinandersetzt. Zudem entstanden Werke über Ikonen der Region, darunter Rysiek Riedel von der Musikgruppe Dżem, Zbigniew Cybulski und Jerzy Kukućzka. Die Regisseure beschäftigten sich mit der Geschichte der Gründung von Nikischschacht (Nikiszowiec) und Gieschewald (Giszowiec), erforschten das Schicksal der Schlesier im Wilden Westen und erzählten die Geschichten von Figuren aus den schlesischen Romanen von Szczepan Twardoch. Auf den Bühnen des Schlesischen Theaters werden aber auch häufig Titel aus der polnischen und der Weltliteratur aufgeführt oder neu inszeniert – wie im Fall von Anton Tschechows »Platonow« – ohne den titelgebenden Platonow. Die Idee

dazu hatte Małgorzata Bogajewska. Ein weiteres Beispiel ist Henryk Sienkiewicz's »Sintflut« (poln. »Potop«) in einer blutigen Inszenierung von Jakub Roszkowski. Die Uraufführung von »Die Wohlgesinnten« nach dem monumentalen Roman von Jonathan Littell in der Regie von Maja Kleczewska fand großen Anklang, während Krzysztof Garbaczewski seine Vision von Émile Zolas' »Germinal« präsentierte. Die jüngste Spielzeit brachte unter anderem eine neue Lesung von Cervantes' »Don Quijote« unter der Regie von Jakub Roszkowski sowie die mit Spannung erwartete Premiere von »Farm der Tiere« unter der Regie von Jan Klata, für die das Publikum schon Monate im Voraus Karten erwarb. Die Spielzeit 2024/2025 wurde mit der Inszenierung von »Krieg und Frieden« unter der Regie von Janusz Opryński eröffnet.

Das Schlesische Theater ist auch ein Ort, an dem die Neue Dramatik besonders geschätzt wird. Hochkarätige Dramaturgen werden von der Kattowitzer Bühne beauftragt, neue dramatische Texte zu schreiben und Adaptionen zu erarbeiten, die am Schlesischen Theater uraufgeführt werden. Hausdramaturg der Kattowitzer Bühne ist Artur Pałyga, einer der wichtigsten und meistgespielten polnischen Theaterautoren. In den vergangenen Spielzeiten gab es viele interessante Uraufführungen im Bereich der Neuen Dramatik. Dazu gehörten »Sieh mich an« (poln. »Spójrz na mnie«) unter Beteiligung von Menschen mit Beeinträchtigung des Sehvermögens; »Himalaya«, ein Stück über den legendären Bergsteiger Jerzy Kukuczka; »Drach« und »Demut« (poln. »Pokora«), basierend auf den Bestseller-Romanen von Szczepan Twardoch; »Wilq Superhero« (poln. »Wilq Superbohater«), eine Adaption des gleichnamigen Kult-Comics sowie »Intelligencia« (poln. »Inteligenci«), ein hochaktueller Text von Marek Modzelewski. Hinzu kamen »Die Kosten des Lebens« (poln. »Koszt życia«), die erste polnische Inszenierung des mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichneten Textes von Martyna Majok; »Es gibt keine Kohle« (poln. »Węgla nie ma«), ein Stück mit starkem Bezug zu regionalen Themen Schlesiens; »Unter Einfluss« (poln. »Pod presją«), inspiriert von dem Kultfilm von John Cassavetes und schließlich »Empusion« (poln. »Empuzjon«), eine Adaption des ersten Romans von Olga Tokarczuk nach deren Auszeichnung mit dem Literaturnobelpreis. Die Macher des Schlesischen Theaters wissen zudem sehr genau, dass es nur zweier Elemente bedarf, um ein Stück zu kreieren: den Schauspieler und den Zuschauer. Das Theater ist ständig auf der Suche nach neuen Räumen, in die es das Publikum einladen kann. Die erste monumentale Inszenie-



rung, die an einem exotischen Ort außerhalb der Theaterräume uraufgeführt wurde, war »Morphin« (poln. »Morfina«) in der postindustriellen Kunstgalerie Wilson-Schacht. Zudem eröffnete das Schlesische Theater als erstes in Polen eine permanente Bühne in einem Einkaufszentrum. Ein weiterer Aufführungsraum wurde in dem historischen Saal des Schlesischen Parlaments eingerichtet. Das Publikum war zu Gast bei einem Theaterstück in Form eines Spaziergangs durch den Kattowitzer Stadtteil Nikischschacht, bei einer Bewegungs- und Tanzperformance auf dem Gelände der Königshütte in der gleichnamigen Stadt und bei einer intimen Aufführung in einer Luxushotelsuite. Eine besonders ungewöhnliche Veranstaltung unter freiem Himmel stellte auch eine Premiere in der Wohnsiedlung in Czerwionka-Leszczyn dar. Vor der natürlichen Kulisse eines schlesischen Hofes wurde ein Theaterstück in Anwesenheit von Anwohnern und auswärtigen Gästen aufgeführt. ■



»Das Schlesische Theater ist zu einem Ort geworden, der der Entwicklung des lokalen Theaters gewidmet ist – seine Produktionen bringen schlesisch sprechende Schauspieler mit einem Publikum zusammen, das die Mundart im Foyer spricht. Dank der Bemühungen des Direktors und seines Teams bekommt das Adjektiv »schlesisch« [...] eine neue Bedeutung!«

ZBIGNIEW KADŁUBEK

Zbigniew Kadłubek (*1970 in Rybnik) ist ein polnischer Altphilologe, Komparatist, Essayist, Übersetzer und Schriftsteller. Er lehrt an der Schlesischen Universität in Katowice. Seine wissenschaftliche und publizistische Arbeit widmet sich insbesondere der Kultur, Geschichte und Identität Schlesiens.

Hans Lukaschek (1885–1960)

VON GUIDO HITZE

Hans Lukaschek wurde am 22. Mai 1885 als erstes und einziges Kind des aus Oberschlesien stammenden Schullektors Philipp Lukaschek und seiner Ehefrau Maria, geb. Beinert, in Breslau geboren. Die Gymnasialzeit verbrachte der von seinen Eltern in den Wertvorstellungen des Bildungsbürgertums und des traditionellen Katholizismus erzogene Hans im ober-schlesischen Patschkau, unterbrochen zwischen 1903 und 1905 von einem, durch ein chronisches Lungenleiden bedingten, zweijährigen Internatsaufenthalt im schweizerischen Davos. Nach dem 1906 in Patschkau abgelegten Abitur studierte Lukaschek in Breslau und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften sowie Volkswirtschaftslehre. Im Anschluss an das erfolgreich abgelegte Referendarexamen wurde Hans Lukaschek im Jahre 1910 in Breslau mit einer Dissertation unter dem Titel »Die Organisation und rechtliche Struktur der Reichsbank« zum Dr. jur. promoviert. Im Januar 1914 legte er seine Assessorprüfung ab und trat als Verwaltungsdezernent in den Kommundienst seiner Heimatstadt Breslau. Zuvor hatte der 26-jährige Lukaschek im Oktober 1911 mit der Breslauer Kaufmannstochter Magdalena König die Ehe geschlossen, welche zum Leidwesen der Eheleute kinderlos bleiben sollte.

Seine chronische Lungenerkrankung bewahrte Lukaschek im Ersten Weltkrieg vor einer Einziehung zum Militärdienst. Stattdessen bewarb er sich als Kandidat der Zentrumspar-tei für den Bürgermeisterposten in der ober-schlesischen Kreisstadt Rybnik.

Lukaschek wurde auf Anhieb gewählt und nahm inmitten der Kriegswirren die Geschicke der am südöstlichen Rande des Regierungsbezirks Oppeln gelegenen und überwiegend polnischsprachigen Stadt in die Hand. In seinem neuen Amt erfuhr Lukaschek gänzlich unerwartet eine spürbare Beschleunigung seiner Verwaltungskarriere im preußischen Staatsdienst. Seine Stunde schlug, als der amtierende preußische Landrat – wie in den meisten Fällen in Oberschlesien ein landfremder, kaisertreuer Protestant – vor den sich abzeichnenden, gleichermaßen sozialrevolutionär wie nationalpolnisch motivierten Unruhen im sozial rückständigen und deutlich vom polnischen Ethnikum dominierten Kreis Rybnik regelrecht aus dem Amt floh. Die aufgebrachte Bevölkerung berief jedoch keinen ausgewiesenen nationalpolnisch orientierten Oberschlesier zum neuen Herrn im verwaisten

Als Landrat kamen Lukaschek neben seiner Herzlichkeit und einem großen Einfühlungsvermögen vor allem seine ausgeprägten sozialen Neigungen zugute.

Landratsamt, sondern den Bürgermeister der Kreisstadt, den »preußischen« Deutschen Hans Lukaschek. Als Landrat kamen Lukaschek neben seiner Herzlichkeit und einem großen Einfühlungsvermögen vor allem seine ausgeprägten sozialen Neigungen zugute. Die zahlreichen Land- und Industriearbeiter im südöstlichsten Kreis Oberschlesiens fühlten sich in ihren Nöten und Sorgen von ihm verstanden und angenommen. Solcherart auf ungewöhnliche, aber im Wort-sinn »demokratische« Weise in das neue Amt gelangt, war Lukaschek praktisch zum Nutznießer der Revolution geworden. Aber nicht nur aus diesem Grunde, sondern vielmehr vor dem Hintergrund seiner inzwischen gewonnenen sozial- und kommunalpolitischen Erfahrungen trat Hans Lukaschek der neuen republikanischen Staatsform wesentlich unbefangener gegenüber als viele seiner Kollegen.

Ende 1919 setzten die deutschen Parteien und Gewerkschaften Oberschlesiens angesichts der bevorstehenden interalliierten Besetzung des ober-schlesischen Abstimmungsgebietes unter Führung des Zentrums bei den Regierungsstellen in Berlin durch, dass ein »Propagandachef« für Oberschlesien mit weitreichenden Befugnissen berufen werden sollte. Die Wahl fiel rasch auf den Rybniker Landrat Hans Lukaschek. Nach seiner Ernennung entstand unter seiner Leitung in Breslau ein neues Gremium, der »Schlesische Ausschuss«. In ihm waren alle maßgeblichen Parteien (Zentrum, SPD, DDP, DVP, DNVP) sowie die Gewerkschaftsverbände (Gewerkschaftsring, Christlicher Deutscher Gewerkschaftsbund, Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund) zusammengefasst. Zudem arbeitete der »Verband Heimattreuer Oberschlesier« (VHO) für die Regierungsbezirke Oppeln und Breslau unter der Leitung des Ratiborer Notars und nachmaligen Oberbürgermeisters Adolf Kaschny (1881–1951) eng mit dem »Schlesischen Ausschuss« zusammen. Der »Schlesische Ausschuss« war vor allem deshalb in Breslau angesiedelt worden, weil sich in der alten schlesischen Provinzhauptstadt immer noch sämtliche für Oberschlesien wichtigen politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen befanden. Angesichts der alliierten Besetzung des Abstimmungsbezirkes erwies sich dies als ausgesprochener Vorteil, da die offiziell als »halbamtlich« eingestufte Propaganda-stelle Lukascheks dadurch dem direkten Zugriff der Entente entzogen war.

lau angesiedelt worden, weil sich in der alten schlesischen Provinzhauptstadt immer noch sämtliche für Oberschlesien wichtigen politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen befanden. Angesichts der alliierten Besetzung des Abstimmungsbezirkes erwies sich dies als ausgesprochener Vorteil, da die offiziell als »halbamtlich« eingestufte Propaganda-stelle Lukascheks dadurch dem direkten Zugriff der Entente entzogen war.

Trotz der eher ungünstigen Ausgangslage sowie der heterogenen Struktur und auch inhaltlichen Zersplitterung der deutschen Abstimmungsorganisation gelang es Lukaschek verhältnismäßig rasch, die deutsche »Propaganda« – heute würde man von »Öffentlichkeitsarbeit« sprechen – hinsichtlich Effizienz und Durchschlagskraft spürbar zu verbessern. Lukaschek kaufte im Wettstreit mit seinem polnischen Kontrahenten Korfanty zahlreiche ober-schlesische Tageszeitungen (meist Parteiblätter) auf, koordinierte die politischen Aussagen der einzelnen, im »Schlesischen Ausschuss« zusammengeschlossenen Parteien, konzipierte und organisierte öffentliche Kundgebungen und Plakataktionen und schaffte unermüdlich die für all dies benötigten Finanzmittel aus den Etats Preußens und des Reiches, aber auch aus den Budgets der deutschen Wirtschaft heran. Insofern hatten er und seine Dienststelle ungeachtet aller schweren internen Querelen und Auseinandersetzungen einen maßgeblichen Anteil am deutschen Erfolg bei der ober-schlesischen Volksabstimmung.

Die Teilung Oberschlesiens hatte für Hans Lukaschek direkte persönliche Konsequenzen. »Sein« Kreis Rybnik hatte mit 65,2 % der Stimmen für Polen optiert und wechselte folgerichtig im Juli 1922 die Staatshoheit, sodass für einen preußischen Landrat selbstredend keine Verwendung mehr bestand. Für den nach wie vor »beurlaubten«, faktisch jedoch »arbeitslosen« Landrat a. D. musste nun eine neue Aufgabe gefunden werden. Dieses Problem löste sich jedoch rasch, als die in der »Genfer Konvention« vorgesehene »Gemischte Kommission« für Oberschlesien unter dem Vorsitz des ehemaligen Schweizer Bundespräsidenten Felix Calonder ihre Arbeit aufnahm und Lukaschek zum offiziellen deutschen Vertreter bestellt wurde. Dem in Kattowitz angesiedelten und paritätisch von je zwei polnischen und zwei deutschen Repräsentanten gebildeten Gremium oblag die Aufgabe, die Ausführung der in Genf vereinbarten Bestimmungen zu überwachen und bei vermeintlichen bzw. tatsächlichen Verstößen einer der Vertragsseiten als unmittelbare Prüf- und Beschwerdeinstanz zu fungieren. Haupttätigkeitsfeld der »Gemischten Kommission« waren die komplizierten Fragen des Minderheitenrechts in beiden Teilen Oberschlesiens, vor allem im Hinblick auf nationalistisch motivierte Übergriffe, den freien Gebrauch der jeweiligen Muttersprache sowie des neu entstandenen Minderheitenschulwesens. Der Verwaltungsjurist Lukaschek, der sich intensiv um die Belange der deutschen Minderheit in Ost-Oberschlesien kümmerte, bekam es hierdurch in den folgenden Jahren mit einer ebenso komplexen wie neuartigen Problematik im internationalen Völkerrecht zu tun, die von allen Mitgliedern der Kommission ein Höchstmaß an juristischen Kenntnissen und politischem Gespür verlangte. Lukascheks Tätigkeit in der »Gemischten Kommission« endete Anfang 1927 abrupt, als er mit offenkundig haltlosen polnischen Spionagevorwürfen konfrontiert

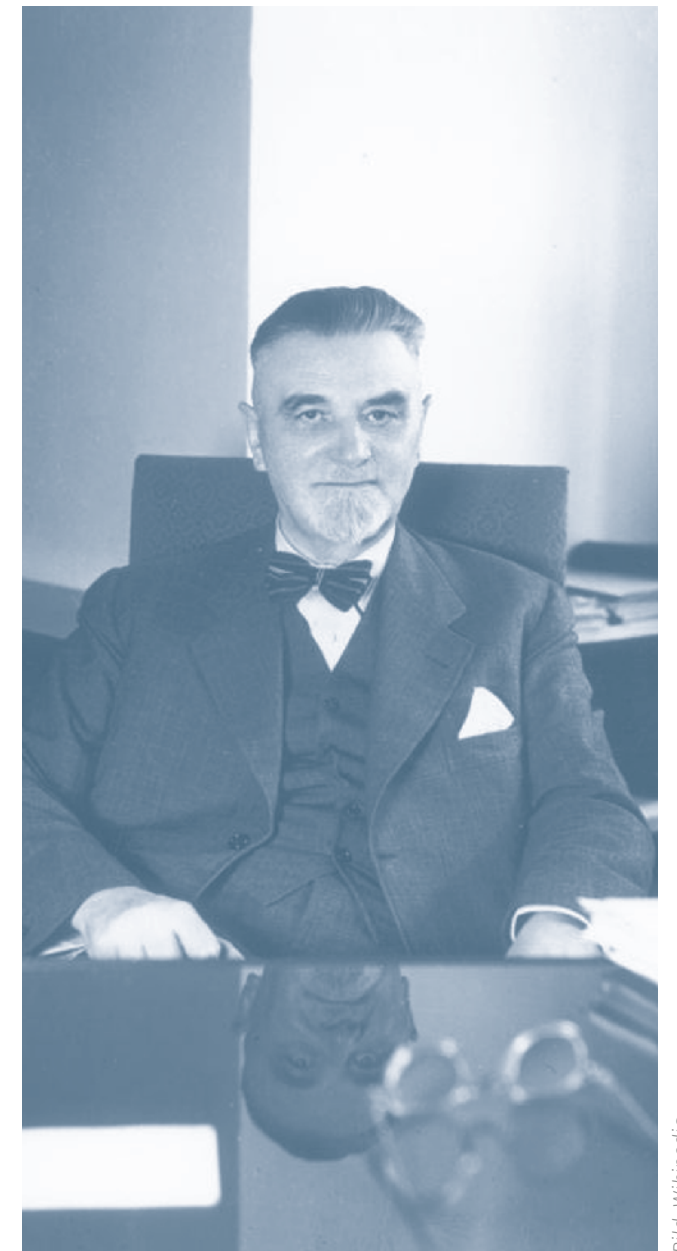


Bild: Wikipedia

Hans Lukaschek

*22.05.1885 Breslau
 1918–1919 Landrat in Rybnik
 1919–1921 Leiter des »Schlesischen Ausschusses« in Breslau (Deutsche Propagandastelle für das Plebiszit in Oberschlesien)
 1922–1927 Deutsches Mitglied der Gemischten Kommission für Oberschlesien in Genf
 1927–1929 Oberbürgermeister von Hindenburg
 1929–1933 Oberpräsident der Provinz Oberschlesien
 1949–1953 Bundesminister für Vertriebene
 +26.01.1960 Freiburg im Breisgau

wurde. Um eine Beschädigung der deutschen Interessen in der »Gemischten Kommission« zu vermeiden, entschloss sich Lukaschek schließlich zur freiwilligen Demission.

Doch sollte er umgehend eine neue Verwendung finden. Am 17. März 1927 wählte die Stadtverordnetenversammlung der Industriestadt Hindenburg (heute: Zabrze), der größten Stadt Deutsch-Oberschlesiens, Lukaschek mit großer Mehrheit zum neuen Oberbürgermeister. Seine kommunalpolitische Erfahrung sowie seine Tätigkeit in der Gemischten Kommission qualifizierten ihn in besonderem Maße für das neue Amt. Hindenburg und mit ihm der gesamte, bei Deutschland verbliebene Teil des oberschlesischen Industriegebietes steckten mitten in einer dramatischen Umbruchsituation, die maßgeblich durch die neue Grenze von 1921 verursacht worden war. Gleiwitz, Beuthen und Hindenburg hatten alleamt große Gebiete ihres Hinterlandes verloren; die Wirtschaft, gerade der Mittelstand, einen Teil des angestammten Absatzmarktes. Hinzu kam die Notwendigkeit des Neuaufbaus einer funktionalen Energie- und Verkehrsinfrastruktur, der Integration zahlreicher abgewanderter Deutscher aus dem abgetretenen Gebiet, der Versorgung der ständig wachsenden Zahl von Erwerbslosen und Fürsorgeberechtigten, die Verringerung einer erschreckend hohen Tuberkulose- und Säuglingssterblichkeit sowie die Beachtung der neuen Minderheitenschutzbestimmungen im kommunalen Sektor (Kultur und Schule).

All diese Probleme und Herausforderungen prägten die Amtszeit Lukascheks, der umgehend damit begann, in der ihm übertragenen Funktion unverkennbare Akzente zu setzen. Als im Frühjahr 1929 der bisherige Oberpräsident der Provinz Oberschlesien, Alfons Proske, seinen Rücktritt ankündigte, fiel bei der Suche nach einem geeigneten Nachfolger rasch der Name von Hans Lukaschek. Ins Gespräch gebracht wurde der Hindenburger Oberbürgermeister gezielt von seinem Parteifreund Carl Ulitzka, dem Vorsitzenden des Oberschlesischen Provinzialausschusses, sowie von seinem ehemaligen Chef Felix Calonder. Der Vorschlag konnte nicht überraschen, handelte es sich bei Lukaschek doch um einen Mann mit akademischer Bildung und internationaler wie kommunalpolitischer Erfahrung sowie um einen ausgewiesenen Verwaltungsjuristen mit speziellen Kenntnissen des Minderheitenrechts. Zudem war er selbst oberschlesischer Herkunft, galt als kirchentreuer Katholik und verfügte über das »richtige« Parteibuch, nämlich das der Zentrumspartei. Am 9. April 1929 wurde Hans Lukaschek vom preußischen Innenminister Grzesinski in Oppeln feierlich in sein neues Amt eingeführt. Die Bestellung Lukascheks zum neuen Oberpräsidenten in Oppeln gewährleistete nach Lage der Dinge eine Fortsetzung

der bisherigen Politik in der Provinz. Bei seinem Amtsantritt im April 1929 konnte die Provinz Oberschlesien jedenfalls als etabliert gelten, auch und vor allem in den Augen ihrer Bewohner. Selbst die Rechtsopposition hatte sich mit ihrer Existenz inzwischen weitgehend abgefunden. Lukaschek nahm mithin seine Tätigkeit in einem durchaus in seinem Sinne bestellten Feld auf. In seiner Eigenschaft als preußischer Oberpräsident, das heißt als Repräsentant der Berliner Zentralregierung, war er fest entschlossen, mit dem Vertreter der provincialen Selbstverwaltung, dem in Ratibor residierenden Landeshauptmann, sowie den übrigen Organen der Provinz eng zu kooperieren und den bisher eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Dabei hatte Lukaschek, der in Personalunion auch die Funktion eines Regierungspräsidenten für den mit der Provinz Oberschlesien identischen Regierungsbezirk Oppeln ausübte, sein Augenmerk auch auf die angesichts der Modalitäten der Provinztrennung aufgetretenen innerschlesischen Spannungen zu richten, das heißt, er musste bei seiner Amtsführung darauf achten, das zerrüttete Verhältnis der

beiden schlesischen Schwesterprovinzen zu verbessern und gleichzeitig die Position Oberschlesiens so dezent zu unterstützen, dass sich Niederschlesien nicht übermäßig brüskiert fühlte. Eine weitere Herausforderung für das diplomatische Vermögen und das politische Fingerspitzengefühl des Oppelner Oberpräsidenten stellte die Minderheitenpolitik in der Provinz Oberschlesien dar. Auch hier suchte Lukaschek die Kontinuität zur politischen Linie seines

Vorgängers und der gesamten Selbstverwaltung der Provinz, die mit seinen eigenen minderheitspolitischen Auffassungen weitestgehend kongruent war. Gespeist von seinen Erfahrungen als Mitglied der »Gemischten Kommission«, teilte Lukaschek die vom Zentrum verfolgte Strategie einer »liberalen« Minderheitenpolitik, welche der aktiven, nationalpolnischen Minorität im Lande alle verbrieften Rechte sicherte und sie dadurch zugleich kontinuierlich dezimierte. Darüber hinaus förderte Lukaschek besonders das Kulturleben der polnischen Minderheit und stellte dieses unter einen speziellen polizeilichen Schutz.

Lukascheks Amtszeit als Oberpräsident von Oberschlesien haftete die Tragik an, dass er diese Funktion ausgerechnet in dem Jahr antrat, in welchem die Weltwirtschaftskrise ihren Anfang nahm. Als Vertreter der preußischen Staatsregierung oblag es Lukaschek, in den Jahren von 1930 an, in Kooperation mit dem Landeshauptmann (ab April 1930 Theophil Woschek) an der Spitze der provinziellen Selbstverwaltung, die schlimmsten ökonomischen und sozialen Auswirkungen der allgemeinen Depression – etwa durch die Vergabe von Sonderkrediten an angeschlagene mittelständische

Betriebe – auf die junge Grenzprovinz so weit wie möglich abzumildern. Für einen gestalterischen, konzeptionellen Ausbau des bisher Erreichten bestand unter diesen Umständen kaum Gelegenheit. In einer Region wie Oberschlesien, die wie kaum eine zweite in Deutschland unter den ökonomischen Folgen der territorialen Verluste nach dem Ersten Weltkrieg sowie chronischen Strukturdefiziten zu leiden hatte, eröffneten sich den Verantwortlichen nur besonders eng begrenzte Handlungsspielräume. Die als insgesamt klug und umsichtig zu charakterisierende Amtsführung Lukascheks, der sich als Oberpräsident einer bemerkenswerten Popularität erfreute, fand im Mai 1933 nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ein jähes Ende. Am 17. Mai 1933 kündigte Hermann Göring in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident die baldige »Abberufung« des Oppelner Oberpräsidenten »aus politischen Gründen« an. Anlass für die Entfernung Lukascheks, der in den Jahren zuvor der politischen Bekämpfung und polizeilichen Beobachtung des aufkommenden Nationalsozialismus eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, aus dem Amt war dessen hartnäckige Weigerung gewesen, die Zentrumszeitung »Oberschlesische Volksstimme« zu verbieten.

Aus dem preußischen Beamtenverhältnis zwangsweise ausgeschieden, musste sich Lukaschek eine neue berufliche Existenz aufbauen. Im Frühjahr 1934 ließ er sich in Breslau als Rechtsanwalt nieder und vertrat in dieser Funktion vorzugsweise die Interessen politisch bzw. rassistisch Verfolgter sowie das Erzbistum Breslau. Da Lukaschek nicht dem NS-Rechtswahrerbund beitrug, was für ihn konkrete berufliche Nachteile mit sich brachte, erhielt er die Zulassung zur gerichtlichen Verteidigung von bedrängten Juden, vor allem in Eigentumsangelegenheiten und in Verfahren wegen Verstößen gegen die berüchtigten Nürnberger Rassegesetze von 1935. Besonders hervor tat sich der ehemalige Oppelner Oberpräsident im Anschluss an die Pogromnacht von 1938, wo er zahllosen Hilfesuchenden in seiner Kanzlei Zuflucht und Rechtsbeistand zuteilwerden ließ. Lukaschek verfügte in diesen Zeiten aber auch über den bemerkenswerten Mut, gemeinsam mit seiner Frau öffentlich an Bestattungen auf jüdischen Friedhöfen teilzunehmen und vom Jahre 1940 an verstärkt und zunehmend unter konspirativen Umständen reichsdeutsche Juden zu betreuen, die von der Deportation bedroht waren. Doch nicht nur in der »Judenfrage« zeigte sich Lukascheks entschiedene Gegnerschaft zum Nationalsozialismus. Sein Wille zum Widerstand wurde auch auf einem anderen, weiter gefassten Feld konkret. Er gehörte zum engeren Führungszirkel der Gruppe um den schlesischen Grafen Helmuth James von Moltke, die, in Anlehnung an das



Schloss Kreisau, Treffpunkt der Widerstandsgruppe Kreisauer Kreis

Gut des Grafen im Eulengebirge westlich von Breslau, als »Kreisauer Kreis« ihren Platz in der Geschichte gefunden hat. Im Mai 1942 fand unter Beteiligung Lukascheks die erste der insgesamt drei großen Kreisauer Tagungen statt. Die Aufgabe, die er 1942 im Rahmen seiner Mitarbeit im Kreisauer Kreis zu

bewältigen hatte, bestand darin, eine föderale Struktur für ein besiegtes und für lange Jahre besetztes Nachkriegsdeutschland zu entwickeln und daneben auch Konzepte für eine neue Kultur- und Schulpolitik, die Weiterentwicklung des Minderheitenschutzes sowie eine künftige europäische Integration zu entwerfen. Da sich von den Kreisauern niemand auch nur im Entferntesten vorzustellen vermochte, dass diesem Deutschland – gemessen an seinen Grenzen

von 1937 – einmal die Gebietsteile östlich der Oder amputiert werden könnten, bildete Schlesien einen wichtigen Bezugspunkt in den Überlegungen Lukascheks. Sie gipfelten in der Vorstellung von einem freien, eigenständigen Bundesland Schlesien innerhalb eines föderalen und demokratischen Deutschland. Insgesamt durchziehen sämtliche Planspiele Lukascheks unabwiesbare und tiefreichende Querverbindungen zur katholischen Soziallehre, zum christlichen Naturrechtssparadigma sowie zur parlamentarisch-demokratischen Staatsdoktrin, gepaart mit persönlichen wie beruflichen Erfahrungen im internationalen Bereich, im Schulwesen und in der Minderheitenpolitik.

Doch noch in einem weiteren wichtigen Punkt sah sich Lukaschek im Rahmen der »Kreisauer« besonders gefordert. Hierbei ging es speziell um die Frage, ob die Aktivitäten des Kreisauer Kreises sich lediglich in einer inneren Ablehnung der Nazi Herrschaft und in der Entwicklung von Zukunftsmodellen nach deren unausweichlichem Niedergang erschöpfen sollten, oder aber, ob es nicht sittlich geboten schien, aktiv einen Umsturz herbeizuführen und in diesem Fall auch ein Attentat auf den »Führer« zu wagen. Schon relativ früh war zwischen den Kreisauern und den militärisch-konservativen

Widerstandsgruppen um Claus Schenk Graf Stauffenberg und Carl Goerdeler eine Verbindung und teilweise sogar personelle Kongruenz zustande gekommen. Dieser Umstand vermochte aber nichts daran zu ändern, dass die Meinungen über Form und Zeitpunkt eines möglichen Attentats auf Hitler teilweise erheblich divergierten. Zu den Bedenkensträgern bezüglich eines Attentats zählte zunächst aus religiös-moralischen Gründen auch Lukaschek. Trotz seiner ursprünglichen Bedenken gehörte Hans Lukaschek dennoch zu jenem Zirkel, der sich am 10. Juli 1944 in Berlin mit Oberst Stauffenberg traf und über die Notwendigkeit zum Handeln übereinkam.

Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler in dessen Hauptquartier »Wolfsschanze« wurde Lukaschek, der als »Landesverweser« für Schlesien und die Ostgrenze des Reiches vorgesehen war, noch in der Nacht zum 21. Juli 1944 von der Gestapo in Breslau verhaftet. Es folgten neun Monate Haft unter Folter, Misshandlungen und verschärften Bedingungen in Breslau, Berlin und dem Konzentrationslager Ravensbrück. Doch Lukaschek widerstand den andauernden Quälereien und legte weder ein umfassendes Geständnis ab, noch belastete er seine Kameraden. Obwohl seine Mitarbeit in den engsten Führungszirkeln der Verschwörergruppe des 20. Juli eindeutig erwiesen war und die meisten seiner Kreisauer Gesinnungsfreunde bis zum Jahresanfang 1945 bereits den gewaltsamen Tod gefunden hatten, kam es erst im April 1945 zur Eröffnung eines Hauptverfahrens gegen Hans Lukaschek vor dem Volksgerichtshof. Angesichts des unmittelbar bevorstehenden deutschen Zusammenbruchs wurde der Angeklagte Lukaschek in dieser letzten Verhandlung des höchsten juristischen Terrorinstruments des Nationalsozialismus mit der bezeichnenden Begründung freigesprochen, er sei im Verlauf der Untersuchungshaft »gefoltert« worden.

Unmittelbar nach der deutschen Kapitulation versuchte der sechzigjährige Hans Lukaschek einen beruflichen Neuanfang als Rechtsanwalt im zerstörten Berlin. Zeitgleich engagierte er sich im Berliner Gründerkreis einer neuen, interkonfessionellen Volkspartei auf christlicher Grundlage, die eine Antwort auf die Erfahrungen von Krieg und totalitärer Diktatur darstellen und für Lukaschek eine Fortführung der Ideen von Kreisau verkörpern sollte: der CDU. Im Dezember 1945 verließ er Berlin, um in Thüringen als Mitglied der neugebildeten Landesregierung bzw. als Leiter des thüringischen Landesamtes für Land- und Forstwirtschaft am Wiederaufbau des öffentlichen Lebens mitzuwirken. Aber schon im September 1946 geriet Lukaschek in Konflikt mit den Machtansprüchen der SED und der sowjetischen Militäradministration. Von den Sowjets aus dem Amt gejagt, floh Lukaschek in den Westen, wo er

zunächst in Königstein im Taunus, also in der amerikanischen Besatzungszone, die Stellung eines Amtsrichters bekleidete. Im März 1948 folgte die Berufung zum Vizepräsidenten des neugegründeten »Deutschen Obergerichts für das Vereinigte Wirtschaftsgebiet« (DOG) in der Bizone. Im September 1949 berief Bundeskanzler Adenauer Hans Lukaschek, mittlerweile Präsident des Hauptamtes für Soforthilfe des Frankfurter Wirtschaftsrates in Bad Homburg, zum Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, in das erste Kabinett der jungen Bundesrepublik Deutschland.

Der vermeintliche Klimax von Lukascheks administrativer Laufbahn sollte sich indes rasch als politischer und menschlicher Tiefpunkt erweisen. Lukaschek war als einziger Bundesminister nicht zugleich Mitglied des Bundestages und verfügte daher über keinen nennenswerten Rückhalt in der Unionsfraktion. Zudem hatte er es in den Jahren zuvor nicht verstanden, sich innerhalb der von ihm mitgegründeten CDU eine eigene »Hausmacht« aufzubauen, wohl auch, weil er keine parteipolitische Karriere im Auge hatte. Nach respektablem Start und ausgestattet mit vielen Vorschusslorbeeren und großen Erwartungen der Heimatvertriebenen geriet Lukaschek rasch in die Mühlen der Macht- und Verteilungskämpfe innerhalb des Kabinetts. In seinem Ressort oblag es Lukaschek in erster Linie, die sozialpolitischen Maßnahmen zur Eingliederung der Vertriebenen

und Flüchtlinge in die neue bundesdeutsche Gesellschaftsordnung zu koordinieren und an der hierfür notwendigen, umfassenden Integrationsgesetzgebung mitzuwirken. Entscheidenden Einfluss auf die Vertriebenenpolitik der Bundesregierung vermochte der zuständige Minister jedoch nicht zu nehmen. Deren Rahmenbedingungen wurden im Finanz- und Innenministerium festgelegt. Lukaschek blieb die undankbare Aufgabe, hinter den Kulissen um jede kleine Vergünstigung für die Heimatvertriebenen erbittert zu feilschen und zugleich nach außen hin die Grenzen des Machbaren feststellen und die Entscheidungen der Bundesregierung vertreten zu müssen. Die organisierten Vertriebenenverbände wandten sich daraufhin enttäuscht von ihrem einstigen Hoffnungsträger ab und kanalisieren den Unmut ihrer Klientel über ihre Repräsentanten in den Bundestagsfraktionen auf die Person des verantwortlichen und doch einigermaßen machtlosen Ressortministers. Über seinen Staatssekretär Hans Globke legte der Kanzler dem Minister schließlich im Juli 1952 den Rücktritt nahe, verbunden mit dem ehrenvollen Angebot, deutscher Botschafter beim Heiligen Stuhl zu werden. Für den erprobten Machttaktiker Adenauer war Lukaschek, dem man aus dem rechten Spektrum der Vertriebenen angesichts seiner Mitarbeit im Kreisauer Kreis inzwischen sogar öffent-

lich den Vorwurf machte, ein »Verräter« und »Feigling« (!) gewesen zu sein, nutzlos geworden. Doch der Minister zeigte sich eigenwillig und widerständig. Lukaschek amtierte bis zum Ende der Legislaturperiode im September 1953 als Bundesvertriebenenminister weiter und vermochte so, noch das einzige große Gesetzeswerk, das in seinem Haus von Anfang bis Ende konzipiert worden ist, das Bundesvertriebenengesetz vom Mai 1953, erfolgreich in den Bundestag einzubringen. Lukascheks Name bleibt daher und völlig zu Recht vor der Geschichte mit diesem »Grundgesetz der Vertriebenen« untrennbar verbunden.

Die Tätigkeit als Bundesminister fand für Lukaschek mit der Bundestagswahl von 1953, bei der er sich erneut nicht um ein Mandat bemüht hatte, ihr Ende. Nach seinem Ausscheiden aus der Politik zog er sich von Bonn aus zusammen mit seiner Ehefrau Magdalena in das beschauliche Freiburg im Breisgau zurück. Zur Ruhe setzte sich der passionierte »Homo politicus« jedoch keineswegs. Vielmehr engagierte er sich nunmehr als Vizepräsident des Deutschen Caritas-Verbandes, als Präsident des Deutschen Flüchtlingsrates, als Mitglied im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und im »Deutschen Rat der Europäischen Bewegung« sowie als Vorsitzender der Bundesversammlung der Landsmannschaft der Oberschlesier. Nach einjähriger schwerer Krankheit starb er, dekoriert mit dem Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, am 26. Januar 1960, knapp fünfundsechzigjährig, in Freiburg, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand. ■

Veröffentlichungen (Auswahl): Die Organisation und rechtliche Natur der Reichsbank, Breslau 1910; Das Schulrecht der nationalen Minderheiten in Deutschland, Berlin 1930; Das Problem des deutschen Ostens, gesehen von Oberschlesien aus, in: Hochland (1930/31), S. 385-396; Die deutschen Heimatvertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland und ihre Bedeutung für Europa, Bonn 1950.

Literatur (Auswahl): Paulus van Husen: Hans Lukaschek 1885–1960, in: Herbert Hupka (Hg.): Große Deutsche aus Schlesien, München 1985, S. 297-305; Hans-Ludwig Abmeier: Die Rolle von Hans Lukaschek im Deutschen Widerstand, in: Lothar Bossle u.a. (Hg.): Nationalsozialismus und Widerstand in Schlesien, Sigmaringen 1989, S. 159-176; Michaela Ellmann: Hans Lukaschek im Kreisauer Kreis. Verfassungsrechtliche und verfassungspolitische Beiträge zu den Plänen des Kreisauer Kreises für einen Neuaufbau Deutschlands, Paderborn u.a. 2000; Waldemar Grosch: Deutsche und polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921, Dortmund 2002; Guido Hitze: Carl Ulitzka (1873–1953) oder Oberschlesien zwischen den Weltkriegen, Düsseldorf 2002; Guido Hitze: Hans Lukaschek (1885–1960), in: J. Aretz u.a. (Hg.): Zeitgeschichte in Lebensbildern. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts Bd. 11, Münster 2004, S. 143-159 u. 359f.; Guido Hitze: Hans Lukaschek (1885–1960). Bundesvertriebenenminister, in: Günter Buchstab/Brigitte Kaff/Hans-Otto Kleinmann (Hrsg.): Christliche Demokraten gegen Hitler. Aus Verfolgung und Widerstand zur Union, Freiburg i.Br., Basel, Wien 2004, S. 353-361.

Kurz & Bündig

Dr. Guido Hitze ist unserem Haus seit langem als ausgewiesener Experte für die Voraussetzungen und Folgen der Vertreibung der Deutschen aus dem historischen deutschen Osten bekannt. Der promovierte Historiker und Politologe leitete seit 2020 die nordrhein-westfälische Landeszentrale für politische Bildung. Seine Amtszeit endete zum Jahresende 2025 aufgrund der Angliederung der Landeszentrale an das Präsidium des Landtags NRW. 2026 übernahm Hitze die Leitung des neu gegründeten Instituts für Landeszeitgeschichte NRW an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, das sich politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und institutionellen Entwicklungen des Bundeslandes im Kontext der bundesdeutschen und europäischen Geschichte widmet.



Beisetzung Gerhart Hauptmanns am 28. Juli 1946. Am Grab die Witwe des Dichters, erster von rechts der Vorsitzende der SED Wilhelm Pieck, zweiter von rechts der Schauspieler Otto Gebühr



Bild: Bundesarchiv

Ein deutsches Begräbnis 1946. Zum 80. Todestag Gerhart Hauptmanns (1862–1946)

VON WINFRID HALDER

Am 6. Juni 1946 starb Gerhart Hauptmann, 83 Jahre alt, in seinem »Haus Wiesenstein« im schlesischen Agnetendorf (heute Jagniątków). Dem Dichter, der spätestens mit der Verleihung des Literaturnobelpreises an ihn im Jahre 1912 zu den prominentesten Vertretern der deutschen Literatur im 20. Jahrhundert zählte, war es also vergönnt gewesen, seine letzte Lebenszeit in der stets geliebten Heimat zu verbringen. Agnetendorf liegt nur knapp 60 Kilometer westlich von Ober Salzbrunn, wo Gerhart Hauptmann am 15. November 1862 geboren worden war. Beide Orte liegen im Schatten des Riesengebirges.

Der Umstand, dass Hauptmann, seine Ehefrau Margarete (1875–1957) und einige andere Angehörige seines Haushalts im Frühsommer 1946 noch in Schlesien weilten, war alles andere als selbstverständlich. Denn beinahe genau ein Jahr zuvor, nämlich am 9. Mai 1945, hatte die Rote Armee die Gegend besetzt. Dem unmittelbaren Umfeld von Hauptmanns Wohnort waren durch das zeitgleiche Kriegsende zwar größere Kämpfe erspart geblieben, dennoch begann bald darauf die Vertreibung der noch dort befindlichen deutschen Bevölkerung.

Hauptmann war erst am 21. März 1945 nach Agnetendorf zurückgekehrt, nachdem er sich zuvor mehrere Wochen lang zu einer medizinischen Behandlung in Dresden aufgehalten hatte. In der sächsischen Kulturmetropole war er am 13./14. Februar 1945 sehr direkt Zeuge der verheerenden Bombenangriffe britischer und US-amerikanischer Kampfflugzeuge geworden, die das bis dahin weitgehend unversehrte »Elbflorenz« in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt und schätzungsweise rund 25.000 Menschen das Leben gekostet hatten. Hauptmann und seine Frau hatten sich etwa vier Wochen nach dem grauenhaften Angriff entschlossen, zu ihrem schlesischen Wohnort zurückzukehren, obwohl die Rote Armee im Zuge ihrer am 12. Januar 1945 beginnenden Winteroffensive bereits den größten Teil der Provinz Schlesien erobert und besetzt hatte. Vermutlich fand die Rückkehr statt, gerade weil die endgültige und vollständige militärische Niederlage NS-Deutschlands unmittelbar bevorstand. Der gesundheitlich angeschlagene Hauptmann wollte nach Hause, um dort zu sterben.

Bald nach der Rückkehr des Ehepaars Hauptmann stieß der Schriftsteller Gerhart Pohl (1902–1966) zu der Hausgemeinschaft in Agnetendorf, die neben dem

Krankenpfleger Metzkow noch einige andere Bedienstete umfasste. Pohl, selbst Schlesier und zuvor wiederholt mit dem NS-Regime im Konflikt, sollte in der folgenden Zeit für Hauptmann und sein privates Umfeld ein unentbehrlicher Helfer und Vermittler werden. Außerdem hat er mit seinen 1953 veröffentlichten Erinnerungen eines der wichtigsten Zeugnisse für die letzte Lebensphase Gerhart Hauptmanns hinterlassen. Pohl war es auch, der die inzwischen errichtete sowjetische Ortskommandantur auf die Anwesenheit Gerhart Hauptmanns aufmerksam machte. Der Autor des Dramas »Die Weber« (uraufgeführt 1894), das man ja auch als sozialrevolutionäres Stück interpretieren kann, war durchaus auch in der Sowjetunion bekannt und geschätzt, er wurde als »fortschrittlicher bürgerlicher Intellektueller« wahrgenommen. So erhielt Hauptmann mit seinem Hausstand den besonderen Schutz der Besatzungsmacht zugesichert, der auch gegenüber der bald darauf entstehenden polnischen Verwaltung durchgesetzt wurde. Allerdings wuchs in den folgenden Monaten der auf Vertreibung gerichtete Druck der sich etablierenden polnischen Instanzen auf die noch verbliebene deutsche Bevölkerung fortwährend. Damit einher ging eine weitere Verschlechterung der Versorgungslage.

Da die Rote Armee die polnischen Akteure zunehmend gewähren ließ und zugleich ihre Präsenz reduzierte, wurde auch die Lage der Bewohner von Haus Wiesenstein immer prekärer. Gerhart Pohl gelang es indes, den sehr schlechten Kommunikationsmöglichkeiten zum Trotz, einen Kontakt nach Berlin herzustellen – und zwar zu Johannes R. Becher (1891–1958). Becher und Pohl kannten sich bereits aus den 1920er-Jahren, als beide noch junge Schriftsteller waren. Becher, gebürtiger Münchner aus gutbürgerlichem Elternhaus, galt zeitweilig als herausragendes Talent der expressionistischen Dichtung. Nach einer von persönlichen Krisen über-

Gerhart Pohl (1902–1966)



Bild: Youtube, facebook.com/fluchtbu

schatteten Jugend hatte er sich bald nach Ende des Ersten Weltkriegs der damals soeben gegründeten Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) angeschlossen, während Pohl weiterhin der Sozialdemokratie nahestand. 1926 wurde Becher in einem aufsehenerregenden Prozess als Autor zweier Bücher über den Ersten Weltkrieg wegen »literarischen Hochverrats« angeklagt. Da das Verfahren auch von vielen nicht-kommunistischen Autoren als Angriff auf die Meinungs- und Kunstfreiheit in der jungen Weimarer Republik verstanden wurde, solidarisierten sich zahlreiche Prominente im In- und Ausland mit Becher, darunter Alfred Döblin (1878–1957), Bert Brecht (1898–1956) oder Maxim Gorki (1868–1936). Das Verfahren wurde schließlich eingestellt. 1928 war Becher Gründungsmitglied und Erster Sekretär des »Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller«, einer Art »Kadervereinigung« der zur KPD gehörenden oder ihr nahestehenden Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Deutschland. Neben Becher gehörten etwa Anna Seghers (1900–1983), Ludwig Renn (1889–1979) oder Georg Lukacz (1885–1971) zu den führenden Mitgliedern. Seit 1932 fungierte Becher zusätzlich als Feuilletonredakteur der »Roten Fahne«, also der KPD-Parteizeitung. Dass ein so prominenter kommunistischer Autor nach der Installation der NS-Diktatur seit Januar 1933 in Deutschland nicht bleiben konnte, liegt auf der Hand. Becher emigrierte schon im März

1933 zunächst nach Österreich und in die Tschechoslowakei. Sein Name führte im März 1934 die zweite »Ausbürgerungsliste« an, mit der das NS-Regime den Betroffenen die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannte und ihr etwa noch in Deutschland vorhandenes Vermögen enteignete. Auf der gleichen Liste stand neben den Schriftstellerkollegen Oskar Maria Graf (1894–1967) und Theodor Plievier (1892–1955) kein Geringerer als Albert Einstein (1879–1955).

Im Herbst 1935 ging Becher nach Moskau, wo sich auch die Exilführung der KPD um Wilhelm Pieck (1876–1960) und Walter Ulbricht (1893–1973) einfand. Einerseits war Becher in Moskau – vor allem nach Beginn des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion im Juni 1941 – für die nach Deutschland gerichtete sowjetische Propaganda tätig, andererseits wurde auch sein Leben geprägt von der beklemmenden Verfolgungsatmosphäre unter dem allmächtigen Diktator Josef Stalin (1879–1953). Zahlreiche in die UdSSR emigrierte deutsche Kommunistinnen und Kommunisten fielen den berüchtigten »Säuberungen« zum Opfer, also willkürlichen Verfolgungswellen, vor denen schlechterdings niemand sicher war. Von den 43 Mitgliedern und Kandidaten des Politbüros der KPD in der Weimarer Republik, also des höchsten Führungsgremiums der Partei, wurden in Deutschland fünf Mitglieder, im vermeintlichen Zufluchtsland, dem »Arbeiter- und Bauernparadies« Sowjetunion, ebenfalls fünf Mitglieder und zwei Kandidaten ermordet. Einige KPD-Mitglieder wurden 1940 von der Sowjetunion – gewissermaßen im Rahmen der Pflege der »freundschaftlichen Beziehungen« auf der Grundlage des Hitler-Stalin-Paktes vom August 1939 – sogar an NS-Deutschland ausgeliefert, wo sie sofort in Konzentrationslager überführt wurden.¹ Becher, der wie Pieck, Ulbricht und andere hochrangige Exil-Kommunisten (darunter zeitweilig Herbert Wehner [1906–1990]) im berühmt-berüchtigten Hotel Lux in Moskau

¹ Margarete Buber-Neumann (1901–1989), deren 125. Geburtstag dieses Jahr bevorsteht, war als Lebensgefährtin von Heinz Neumann (1902–1937), der als zeitweiliger Chefredakteur der »Roten Fahne« und Kandidat des Zentralkomitees eine herausragende Rolle in der KPD spielte, selbst betroffen. Neumann wurde 1937 in Moskau verhaftet und unmittelbar danach vom sowjetischen Geheimdienst erschossen. Buber-Neumann wurde wenig später ihrerseits inhaftiert und nach Lagerhaft in der Sowjetunion 1940 an Deutschland ausgeliefert, wo sie bis 1945 im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert blieb. Vom Tod Heinz Neumanns erhielt sie erst kurz vor ihrem Tod 1989 sichere Kenntnis, als die Sowjetunion im Zeichen von »Glasnost« vorübergehend ihre Archive teilweise öffnete. Buber-Neumanns Buch »Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel«, zuerst 1949 erschienen und seither wiederholt aufgelegt, ist noch immer eine bedrückende, aber wichtige Lektüre.

Johannes R. Becher (1891–1958)



Bild: Deutsche Fotothek

wohnte, machte seinerseits traumatische Erfahrungen mit der vollkommen unberechenbaren Atmosphäre von gegenseitigen Verdächtigungen, Denunziationen und nächtlichen Verhaftungen, die oft die sofortige »Liquidierung« durch den sowjetischen Geheimdienst oder langjährige Lagerhaft zur Folge hatten. Gewiss nicht von ungefähr unternahm Becher in der sowjetischen Emigration mindestens einen Suizidversuch. Von der Parteiführung wurde er, ob solch versuchter »Fahnenflucht«, zum demütigenden Ritual der parteiöffentlichen »Selbstkritik« genötigt.

Mit der Gründung des »Nationalkomitees Freies Deutschland« (NKFD) am 12./13. Juli 1943 im Moskauer Vorort Krasnogorsk bekam auch Becher eine neue Aufgabe. Das Nationalkomitee, nach dem Untergang der 6. Armee der deutschen Wehrmacht in der Schlacht um Stalingrad Ende Januar/Anfang Februar 1943 zum Teil aus deutschen Kriegsgefangenen und zum Teil aus exilierten deutschen Kommunisten gebildet, stellte ein wichtiges taktisches Bindeglied in den Planungen der Moskauer Exilführung der KPD dar. Bei der Analyse der »Klassenlage«, mit der man bei einer erwarteten Rückkehr nach Deutschland im Gefolge der siegreichen Roten Armee rechnete, waren Pieck, Ulbricht und die anderen maßgeblichen Genossen (natürlich immer

unter den wachsamen Augen der sowjetischen »Gastgeber«) zu dem Schluss gekommen, dass selbst nach der Beseitigung des nach kommunistischer Lesart faschistischen Regimes Hitlers, der lediglich als »Agent« des die wirkliche Macht besitzenden deutschen »Monopolkapitals« gesehen wurde, die Zeit für die »proletarische Revolution« noch nicht reif sein würde. Daher setzte man darauf, in Deutschland zunächst noch im Schulterchluss mit den »fortschrittlichen bürgerlichen Kräften« agieren zu müssen, freilich nur vorübergehend und vordergründig, denn der unbedingte kommunistische Machtanspruch wurde lediglich verdeckt, keineswegs aufgegeben. Der »Antifaschismus« sollte das verbindende Element sein; nach außen hin wurde ein moderates Programm angeblicher Demokratisierung und lediglich begrenzter Eingriffe in die Eigentumsstruktur (gegen »Junker« und »Großkapital«) verfolgt. Entsprechend wurde die Propaganda des NKFD ausgerichtet, an deren Umsetzung auch Becher beteiligt war (etwa durch Radiosendungen, die für deutsche Hörer konzipiert waren).

Im Zuge des endgültigen militärischen Zusammenbruchs NS-Deutschlands im Frühjahr 1945 wurden auch erste »Initiativgruppen« der kommunistischen Exilführung aus Moskau nach Deutschland zurückgebracht, wo sie von der sowjetischen Siegermacht an den politischen Machthebeln platziert wurden. Die von Walter Ulbricht geführte Gruppe erreichte Berlin bereits am 1. Mai 1945, also noch vor der deutschen Gesamtkapitulation.

Nur einige Wochen später traf auch Johannes R. Becher in der weitgehend zerstörten Reichshauptstadt ein. Becher sollte die »Bündnispolitik« mit den »fortschrittlichen bürgerlichen Kräften« auf der kulturellen Ebene umsetzen. Bereits am 4. Juli 1945 wurde die Gründung des »Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands« öffentlich avisiert, der das »klassenübergreifende« Zusammenwirken in allen Kultur- und Wissenschaftsbereichen koordinieren und lenken sollte. Becher selbst wurde zum Präsidenten gekürt, eignete sich aber als wirklich öffentlichkeitswirksamer Repräsentant nur bedingt. Er war als Emigrant mehr als ein Jahrzehnt aus Deutschland abwesend gewesen und auch vor 1933 dürfte sein Bekanntheitsgrad über im engeren Sinne literaturinteressierte Kreise hinaus begrenzt gewesen sein, zumal er als offen kommunistischer Autor sicher von großen Teilen des Publikums ignoriert wurde. Neben Becher wurde der Schriftsteller Bernhard Kellermann (1879–1951) als Vizepräsident platziert; Kellermann hatte knapp vor Beginn des Ersten Weltkriegs mit dem Erscheinen des Romans »Der Tunnel« einen großen Erfolg erzielt und war in den Jahren der ersten deutschen Republik ein durchaus anerkannter Autor. Nach 1933 war Kellermann nicht emigriert, hatte sich politisch unauffällig verhalten, war als herausragender Kopf mit »bürgerlichem« Anstrich für den Kulturbund

Die letzte Aufnahme von Gerhart Hauptmann vom 7. April 1946



Bild: Jäschke, Hauptmann-Museum Erkner

auch nur bedingt geeignet. Hier kam Gerhart Hauptmann ins Spiel.

Hauptmann war nämlich neben Thomas Mann (1875–1955) 1945 der einzige lebende deutsche Literaturnobelpreisträger, verbunden mit einem entsprechenden, über Deutschland hinausreichenden Renommée. Und er befand sich noch in Deutschland, anders als Thomas Mann. Dieser bekundete im Spätsommer 1945 öffentlich, dass er keinerlei Absicht hege, sich aus dem Exil in den USA wieder nach Deutschland zu begeben. Gerhart Hauptmann indes war in den Jahren der Weimarer Republik zwischen 1919 und 1933 mehr noch als Thomas Mann als deren kultureller Repräsentant schlechthin wahrgenommen worden – allerdings ohne sich im parteipolitischen Sinne eindeutig zu positionieren. Nach 1933 war er vom NS-Regime teils hofiert, teils beargwöhnt worden, allzu deutlich politisch exponiert hatte er sich nicht. Einen international bekannteren deutschen Autor, der nicht durch unzweideutige Regimenähe diskreditiert war, gab es nicht. Bechers Kalkül, das Bündnis mit den »fortschrittlichen bürgerlichen Kräften« durch die öffentlichkeitswirksame Einbindung der Person Hauptmann in den Kulturbund augenfällig zu machen, liegt auf der Hand.

Insofern kam dem frisch gekürten Kulturbunds-Präsidenten der Hinweis Gerhart Pohls auf den Aufenthaltsort Haupt-

manns sicher mehr als gelegen. Denn im Zusammenbruchs-Chaos des Frühsommers 1945 dürfte Becher kaum sichere Kenntnis davon gehabt haben, wo dieser sich befand. Dennoch war offenbar auch Pohl überrascht, als Becher unversehens am 3. Oktober 1945 in Begleitung eines sowjetischen Kulturoffiziers, eines Fotografen und eines Journalisten in Haus Wiesenstein erschien. Becher legte dabei zweifellos Risikobereitschaft an den Tag, denn die Autofahrt durch die eher abgelegene Gegend barg gewiss auch Gefahren. In der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es nämlich neben Versorgungs- auch erhebliche Sicherheitsprobleme. Nach den erst unlängst beendeten Kriegshandlungen und dem Zerfall der deutschen Wehrmacht war es einerseits sehr einfach, an Schusswaffen zu gelangen, andererseits gab es eine Vielzahl entwurzelter Menschen, die um des eigenen Überlebens willen gewaltbereit waren. Es handelte sich zum Beispiel, aber keineswegs ausschließlich, um ehemalige sowjetische Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter, die nicht bereit waren, in die Sowjetunion zurückzukehren, da sie nicht zu Unrecht befürchteten, dort Sanktionen zu unterliegen. Die Aktivität bewaffneter Gruppen, die auf das Beutemachen aller Art ausgerichtet waren, war gerade außerhalb städtischer Regionen an der Tagesordnung. Die militärischen Kräfte der Besatzungsmacht und die überhaupt erst wieder zu bildenden Ordnungskräfte der neuen politischen Strukturen brauchten seit 1945 mehr als zwei Jahre, um zumindest größere Zusammenschlüsse solcher Art zu zerschlagen (nicht selten auch unter Einsatz schwerer Waffen). Becher nahm die unsicheren Straßen offenbar in Kauf, um zu Hauptmann zu gelangen.

Einmal angekommen, sorgte Becher auch für die politische Verwertbarkeit des Besuchs. Abgesehen von Fotografien, die ihn und den greisen Hauptmann Seite an Seite zeigen, entstanden drei kurze Texte, die sehr rasch nach Bechers Rückkehr nach Berlin veröffentlicht wurden. Ob nun Becher Hauptmann dabei direkt oder indirekt die Hand geführt hat, bleibe dahingestellt. Zwei Texte erschienen jedenfalls am 11. Oktober 1945 in der »Täglichen Rundschau«, also dem deutschsprachigen Blatt der Besatzungsmacht, das sich an die Bevölkerung der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) richtete. Im ersten Text bekundete Hauptmann seinen »feste[n] Glauben an Deutschlands Neugeburt«, an der er trotz seiner schwindenden Kräfte hoffe »voll teilnehmen zu können«. In der zweiten kurzen Erklärung, die unter der Überschrift »Bekenntnis zur russischen Kultur« publiziert wurde, erklärte Hauptmann, dass seine literarischen Wurzeln auf Lew Tolstoi (1828–1910) zurückgingen und dass er den »ersten ehrenvollen Besuch«, der ihm aus dem »neuen Russland« zuteil geworden sei, herzlich begrüße. Der dritte kurze Text, den Becher mitnahm, erschien wenig später in der Zeitschrift »Aufbau«, also dem soeben erst gegründeten Organ des Kulturbundes. Darin begrüßte Hauptmann die Bestrebungen

Frank Thiess (1890–1977)

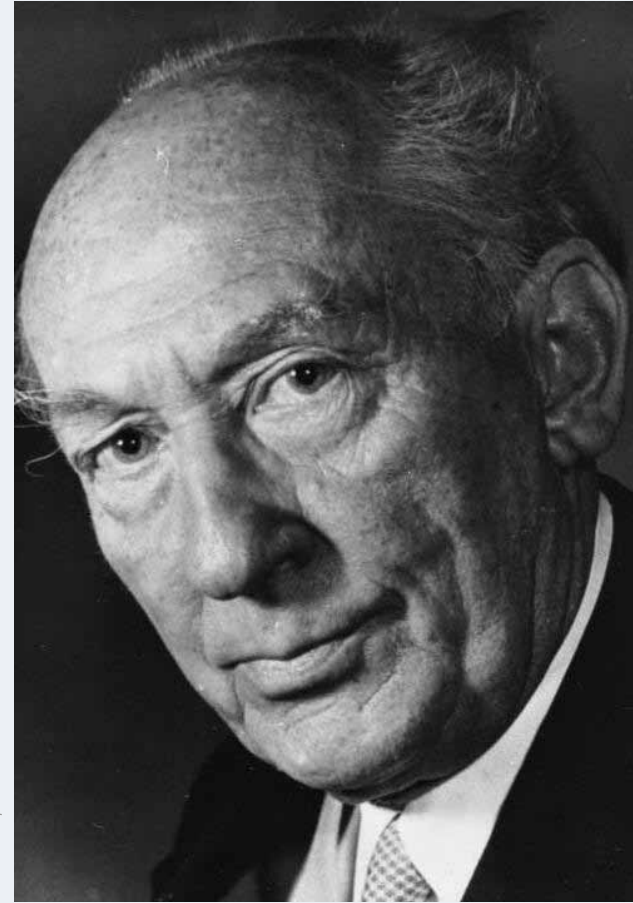


Bild: Wikipedia

des Kulturbundes und brachte den Wunsch zum Ausdruck, dass es diesem »gelingen wird, eine geistige Neugeburt des deutschen Volkes herbeizuführen«.

Auf dem Rückweg nach Berlin hatte Becher die zuständige Kommandostelle der Roten Armee in Liegnitz aufgesucht, um Absprachen über den Transfer Hauptmanns und seines Hausstandes in die SBZ zu treffen, welcher ohne die Mitwirkung des sowjetischen Militärs nicht möglich sein würde. Offenbar hatte Becher zudem beabsichtigt, erneut nach Agnetendorf zu reisen, dazu kam es jedoch nicht. Auch eine Reihe von Briefen, die er von Berlin aus an Hauptmann schrieb, ist wohl nicht angekommen, wenig verwunderlich allerdings angesichts des immer noch herrschenden allgemeinen Chaos. Dennoch sorgte der Kulturbunds-Präsident für eine Festveranstaltung zum 83. Geburtstag Hauptmanns am 15. November 1945. Diese fand im während des Krieges nur teilweise zerstörten Deutschen Theater in Berlin statt, ein beziehungsreicher Ort, denn insbesondere unter dessen früherem Intendanten Otto Brahm (1856–1912) war das Haus eine der wichtigsten Spielstätten für Hauptmanns Dramen gewesen. Die Festrede auf Hauptmann hielt der Vizepräsident des Kulturbundes, Bernhard Kellermann, der den Gefeierten schon aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg persönlich

kannte. Zeitlich parallel dazu widmete die »Tägliche Rundschau« Hauptmann und seinem Werk eine ganze Sonderseite.

Die öffentliche Herausstellung des Literaturnobelpreisträgers hatte allerdings auch zur Folge, dass es in den freilich von der Besatzungsmacht kontrollierten Medien auch maßvoll kritische Stimmen zu Hauptmanns Verhalten in der jüngsten Vergangenheit gab. Das war sicherlich durch den zugleich laufenden Streit um Thomas Mann mitbedingt, der einige Wochen zuvor eine Rückkehr nach Deutschland öffentlich ausdrücklich abgelehnt hatte. Vorausgegangen waren persönliche Angriffe auf den Emigranten Mann, die von einigen Vertretern der »Inneren Emigration« herrührten, also solchen Autoren, die nach 1933 in Deutschland geblieben waren und dennoch eine Gegnerschaft zum NS-Regime für sich in Anspruch nahmen. Eine der schärfsten Attacken hatte der baltendeutsche Autor Frank Thiess (1890–1977) schon im August 1945 publiziert. Thiess hatte sein Bleiben in Deutschland mit folgender Überlegung begründet: »Falls es mir gelänge, diese schauerliche Epoche (über deren Dauer wir uns freilich alle getäuscht hatten) lebendig zu überstehen, würde ich dadurch derart viel für meine geistige Entwicklung gewonnen haben, daß ich reicher an Wissen und Erleben daraus hervorginge, als wenn ich aus den Logen und Parterreplätzen des Auslands der deutschen Tragödie zuschaute.« Thomas Mann, gewiss nicht zu Unrecht empört über die verharmlosende Lesart des Aufenthalts in den »Logen und Parterreplätzen des Auslands« und auf die »Herzbeklemmungen des Exils« verweisend, antwortete nicht minder scharf: »In meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 in Deutschland überhaupt gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht in die Hand zu nehmen. Ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an. Sie sollten eingestampft werden.« Da durfte sich auch Gerhart Hauptmann betroffen fühlen, der ja durchaus auch nach 1933 noch hatte publizieren können. Zugleich wird deutlich, welche Brisanz in der Auseinandersetzung zwischen »innerer« und »äußerer« Emigration steckte. Der Emigrant Becher hatte mit Rücksicht auf die Parteilinie der »Bündnispolitik« dergleichen Vorbehalte gegen den in Deutschland verbliebenen Hauptmann zurückgestellt. Dennoch rumorte es auch in den Reihen der kommunistischen Schriftstellerkollegen, als Hauptmann durch den Kulturbund sogleich wieder auf den Schild des literarischen Repräsentanten erhoben wurde. Im Juli 1946 schrieb Becher an den Publizisten Wieland Herzfelde (1896–1988), der KPD-Gründungsmitglied und seinerseits schon 1933 emigriert war, unter Bezugnahme auf kritische Äußerungen anderer Autoren: »Die Vergangenheit lehrt uns unter anderem auch, dass man vorsichtig sein muß bei der Beurteilung der Verhältnisse, die man aus eigener Anschauung nicht kennt. Wir verstehen außerordentlich gut Eure Schwierigkeiten, aber bitte, auch ein wenig Verständnis für die unseren [...]«.

Margarete und Gerhart Hauptmann



Bild: Wikipedia

Der von den Nachrichtenverbindungen in Agnetendorf weitestgehend abgeschnittene Hauptmann dürfte allerdings von den Auseinandersetzungen kaum etwas erfahren haben. Becher ging darauf jedenfalls in seinen Briefen in keiner Weise ein, Hauptmann hätte davon also auch dann nicht gehört, wenn er Bechers Schreiben erhalten hätte. Unterdessen verfolgte der von Becher informierte sowjetische Kulturoffizier Michail Sokolow den Plan der Übersiedlung Hauptmanns. Während zugleich weitere Teile der deutschen Bevölkerung unter desolaten Bedingungen vertrieben wurden, wobei sie zumeist nur geringe Teile ihrer Habe mitführen konnten, bereitete die tatkräftige Margarete Hauptmann den Umzug vor, der mit Sokolows Hilfe nicht allein die Personen aus Haus Wiesenstein umfassen sollte, sondern auch den größten Teil des dortigen Inventars. Als die Vorbereitungen schon weit gediehen waren, verschlechterte sich Ende Mai 1946 der Gesundheitszustand Gerhart Hauptmanns rapide. Letzte ärztliche Hilfe konnte nicht mehr verhindern, dass der Dichter am 6. Juni 1946 starb.

Margarete Hauptmann, 13 Jahre jünger als ihr nunmehr verstorbener Ehemann, war jetzt erst recht die Schlüsselfigur des weiteren Geschehens. Die Witwe hat wohl rasch und zu Recht erkannt, dass die von Hauptmann gewünschte Beisetzung in Agnetendorf angesichts der obwaltenden Umstände nicht in

Frage kam. Zwar sorgte sie für die Erfüllung anderer letzter Wünsche des Verstorbenen, etwa dafür, dass er für seinen letzten Weg in die Kutte eines Franziskanermönchs gekleidet wurde, zugleich betrieb sie jedoch den zuvor geplanten Umzug energisch weiter, nun eben unter Einschluss der Überführung von Hauptmanns Leichnam im dafür geeigneten Zinksarg. Offenbar hatte Hauptmann selbst früher die vor Rügen gelegene Ostseeinsel Hiddensee als möglichen Begräbnisort in Erwägung gezogen. Nach zahlreichen vorausgehenden Sommerurlauben hatte der Dichter 1930 in dem Hiddenseer Dorf Kloster »Haus Seedorf« als fortan festes Feriendomizil erworben, wo er dann bis 1943 regelmäßig den Sommer verbrachte. Der kleine Friedhof des Ortes nebst zugehöriger Kirche befindet sich nur etwa 400 Meter von Haus Seedorf entfernt. Hauptmann selbst soll die Idee einer Grabstätte auf Hiddensee doch wieder verworfen haben, da er fürchtete »meine guten Schlesier zu verschnupfen.« Da diese nun selbst aus Agnetendorf und Umgebung verjagt worden waren, war Margarete Hauptmanns Plan plausibel.

Becher, nicht zuletzt auch Oberst Sokolow und andere unterstützten die Bestrebungen der Witwe, sonst wären diese wohl schwerlich erfolgreich gewesen. Dies zumal in das ohnehin schon umfangreiche Transportgut sehr zum Unwillen der polnischen Behörden noch Besitztümer anderer Personen aufgenommen wurden. Unklar ist dabei, ob diese das persönlicher Nähe zu Margarete Hauptmann zu verdanken hatten, oder den offenbar alles andere als uneigennütigen Machenschaften von Hauptmanns vormaligem Krankenpfleger Metzkow. Schließlich kamen nicht weniger als sechs Güterwaggons zusammen, die an einen Personenwagen gekoppelt wurden. Hauptmanns Sarg wurde nach langwierigen Vorbereitungen am 19. Juli 1946 – also rund sieben Wochen nach seinem Tod – aus Haus Wiesenstein zum Bahnhof Hirschberg (heute Jelenia Góra) transportiert. Am Folgetag verließ der Zug Hirschberg, in dessen Personenwagen sich etwa 40 Passagiere, und damit weit mehr als von den polnischen Instanzen genehmigt, eingefunden hatten. Da die Fahrt über Liegnitz (heute Legnica) führte, nicht etwa Richtung Görlitz also, passierte der tote Hauptmann noch einmal einen großen Teil Niederschlesiens. Gegen Mittag des 21. Juli 1946 überquerte der Zug die Lausitzer Neiße und rollte im Bahnhof von Forst (Lausitz) ein. Damit lag die neue deutsch-polnische Grenze hinter ihm und der »Hauptmann-Transport« hatte die SBZ erreicht.

Von hier ab lag die weitere Regie in den Händen der erst wenige Wochen zuvor durch die erzwungene Vereinigung von KPD und SPD geschaffenen Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) – genauer: beim kommunistischen Führungspersonal der SED, welches in dieser sogleich den Ton angab. Der weitere Weg des toten

Sergej Tjulpanow (1901–1984)



Bild: Wikipedia

Hauptmann durch die SBZ nahm so beinahe schon die Form eines Triumphzuges an. Bereits in Forst wurden verschiedene Ansprachen gehalten, Redner waren Vertreter der Besatzungsmacht und eigens angereiste »Künstler und Gelehrte aus Dresden«. Über Cottbus ging die Fahrt dann weiter in den Berliner Außenbezirk Müggelheim. Dort wurde das mitgebrachte Transportgut entladen, die von Margarete Hauptmann angestrebte Einrichtung eines Gerhart Hauptmann-Museums scheiterte später. Vertreter des – natürlich SED-gelenkten – Berliner Magistrats legten am vorübergehend in Müggelheim ausgestellten Sarg Hauptmanns einen Kranz nieder. Am 25. Juli 1946 wurde der Sarg auf einen Lastwagen verladen, Margarete Hauptmann folgte mit mehrköpfiger Begleitung in zwei Personenwagen auf dem Weg nach Stralsund. Geleitet wurde der kleine Konvoi vom Kulturbunds-Vorsitzenden Mecklenburg-Vorpommerns, Adam Scharrer (1889–1948) (KPD/SED). Noch vor der Stadtgrenze Stralsunds machte dessen Bürgermeister Hermann Salinger (1911–1970) die Honneurs. Salinger war einer der SED-Funktionäre, die aus dem inzwischen allerdings aufgelösten NKFD hervorgegangen waren. Der Sarg wurde anschließend im Stralsunder Rathaus aufgebahrt, damit »die Bevölkerung Abschied nehmen konnte«. Die flankierende Ehrenwache stellten zuletzt Professoren der Greifswalder Universität. Der nicht gewählte, sondern

von der Besatzungsmacht eingesetzte Ministerpräsident von Mecklenburg-Vorpommern, Wilhelm Höcker (1886–1955) (SPD/SED), verkündete offiziell, dass die SED die Initiative für eine würdige Bestattung Hauptmanns übernommen habe. Die nicht unerheblichen Kosten trug die Landesregierung. Diese fielen insbesondere durch die aufwendige Gedenkfeier für Hauptmann an, die am 27. Juli 1946 im Stralsunder Rathaus durchgeführt wurde. Dabei wurden, unterbrochen von musikalischen Einlagen und Lesungen aus Hauptmann-Texten, nicht weniger als zehn Ansprachen gehalten. Die Rednerliste führte Sergej Tjulpanow (1901–1984) an, Oberst der Roten Armee und Chef der Informations- und Propaganda-Abteilung der sowjetischen Militärregierung. Tjulpanows jüdische Mutter stammte aus dem lettischen Riga, hatte auch die deutsche Sprache beherrscht und diese ihrem Sohn frühzeitig beigebracht. Der Oberst sprach mithin nicht nur Deutsch, er war auch ein exzellenter Kenner der deutschen Kultur. Für deren »Wiederaufbau« im Sinne der Besatzungsmacht und der von dieser protegierten KPD-/SED-Funktionäre war Tjulpanow in den folgenden Jahren eine Schlüsselfigur. Wilhelm Pieck, inzwischen mit dem ehemaligen Sozialdemokraten Otto Grotewohl (1894–1964) Ko-Vorsitzender der SED, stand seinerseits auf der Rednerliste und noch eine Reihe anderer hochrangiger SED-Vertreter. Um aber die »Volksverbundenheit« des großen verblichenen Dichters zu verdeutlichen, durften auch – wie im Programm verzeichnet – »ein Arbeiter« und »eine Frau« sprechen. Dazu kam noch »ein Neubauer«, also ein Vertreter jener großen Gruppe, die zuvor in der »Bodenreform« enteignetes Land erhalten hatte. Oft handelte es sich dabei um Flüchtlinge und Vertriebene, denen so ein Sesshaftwerden in der SBZ ermöglicht werden sollte. Schließlich ließ es sich Johannes R. Becher nicht nehmen, Hauptmanns Werk als »Riesengebirge« zu preisen, also ein sicher nicht nur für Schlesien-Kenner verständliches Wortspiel mit Bezug auf Hauptmanns Heimatregion zu verwenden.

Der Trauerzug, der anschließend den Sarg zum Hafen geleitete, war wiederum als Demonstration des »ganzen Volkes« inszeniert. Der Sarg war jetzt mit einem aus Blumen geformten roten Sowjetstern geschmückt – bei der Überführung von Hirschberg aus hatten die den Transport kontrollierenden polnischen Behördenvertreter noch moniert, dass sich darauf kein Kreuz als christliches Glaubenssymbol befand. Becher persönlich begleitete Margarete Hauptmann auf der Fähre, die Hauptmanns sterbliche Überreste nach Kloster transportierte. Wieder durfte das »Volk« in Aktion treten, als nämlich Hiddenseer Fischer den Sarg von der Anlegestelle ins Haus Seedorf trugen. Nach der nächtlichen Aufbahrung dort waren es wieder Fischer, die den Transport zur Kirche von Kloster übernahmen – wie Hauptmann es gewünscht hatte in aller Herrgottsfrühe um 5 Uhr morgens. Hier fiel es dann Arnold Gustavs (1875–1956) zu, den kirch-

Arnold Gustavs (1875–1956)



NS-Herrschaft predigenden Verehrer Hitlers aus. Die eigene Nachkommenschaft des Inselfarrers hat sich darüber offenbar gründlich zerstritten, den Nachlass völlig unterschiedlich interpretierend. Eines dürfte indes feststellbar sein: ein klar erkennbarer Verfechter der Bekennenden Kirche war Arnold Gustavs nicht. Vielleicht hatte er gerade in seiner – menschlich gewiss nachvollziehbaren – wohl insgesamt zwiespältigen Haltung zum NS-Regime einiges Verständnis für den nicht minder zwiespältigen Hauptmann. Den hatte Pfarrer Gustavs schon, lange bevor Hauptmann Haus Seedorn erworben hatte, als wiederkehrenden Sommerfrischler auf Hiddensee kennengelernt. Daraus entwickelte sich ein freundschaftlicher Kontakt, der auch außerhalb der persönlichen Anwesenheit des Dichters auf der Insel durch Korrespondenz aufrechterhalten wurde. Dies zumal Gustavs überaus bildungs- und literaturaffin war. Der Pfarrer kannte das Ehepaar Hauptmann also seit Jahrzehnten. Somit wusste er auch, dass Hauptmann zwar ein religiöser Mensch, aber gewiss kein bekenntnisfester Protestant gewesen war.

So verwies Gustavs in seiner Beerdigungsansprache darauf, dass Hauptmann seit seiner Jugend ein Bibelleser gewesen sei und dass ihm nun das Neue Testament (in Martin Luthers Übersetzung), in dem er jahrzehntelang und bis kurz vor seinem Tod gelesen und Anmerkungen gemacht hatte, wunschgemäß mit in den Sarg gegeben worden war. Margarete Hauptmann hatte nur unwillig zugelassen, dass diese Reliquie der Hauptmann-Verehrung somit außer Reichweite geriet, sie hatte allerdings zuvor die Seiten, auf denen sich Anmerkungen des Dichters befanden, fotografieren lassen. Hauptmann war für Pfarrer Gustavs, wie er ausführte, »ein ringender und suchender Mensch, tiefinnerlich fromm« und »ein Mann, den man liebhaben mußte«. Er wolle und könne Hauptmann nicht literarisch würdigen, dennoch fuhr Gustavs fort, »der Kernpunkt seiner Werke ist das Mitleid oder besser das Mitleiden mit der Not und dem Jammer, dem inneren wie dem äußeren. [...] Darum möchte ich ihm als letzten Gruß die Seligpreisung nachrufen: Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Amen.« Die Ansprache des Inselfarrers dürfte insgesamt kaum fünf Minuten in Anspruch genommen haben. Arnold Gustavs war es im Übrigen auch, der dafür sorgte, dass die Grabstätte nach der Beisetzung betont schlicht gestaltet wurde. Margarete Hauptmann und auch andere Akteure liebäugelten geraume Zeit damit, Hauptmanns Ruhestätte monumental auszubauen – von einem griechischen Tempel bis zu einer germanischen Kultstätte reichten die gestalterischen Vorstellungen. Gustavs konnte schließlich durchsetzen, dass lediglich ein Grabstein mit Hauptmanns Namen gesetzt wurde, der sich in die schlichte Umgebung des dörflichen Friedhofs einfügte und der dort noch heute zu sehen ist. Aber es dauerte einige Zeit, bis alle weiter gehenden Pläne abgewehrt waren.

lichen Anteil der Feier zu gestalten. Der aus der Nähe von Greifswald stammende Pommer Gustavs hatte an der dortigen Universität Evangelische Theologie studiert und war, nach vorübergehenden Tätigkeiten in Bethel und Rheine nach (Vor-)Pommern zurückgekehrt und 1903 Pfarrer auf Hiddensee geworden. Gustavs amtierte in dieser Funktion bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 1948, also deutlich mehr als vier Jahrzehnte lang. Seine Amtszeit erstreckte sich mithin auch über die gesamte Zeit der NS-Diktatur. Auf deren Heraufkunft und Entwicklung reagierten die Mitglieder und Amtsträger der evangelischen Kirchen in Deutschland ausgesprochen unterschiedlich. Die Palette reichte von der enthusiastischen Unterstützung durch die »Deutschen Christen« bis zu dezidiert weltanschaulicher Ablehnung durch die sich seit 1933 landeskirchenübergreifend formierende »Bekennende Kirche«. Aus deren Reihen kam es auch zu direkten Widerstandshandlungen. Die Spaltung im Angesicht der NS-Diktatur zog sich auch durch die evangelische Kirchenprovinz Pommern, der Arnold Gustavs als Pfarrer angehörte. In jüngster Zeit und lange nach Gustavs' Tod 1956 ist ein heftiger Streit um dessen persönliche Haltung zum NS-Regime entbrannt. Die einen sehen in Gustavs noch immer den klare Distanz zum Nationalsozialismus und seinen Herrschaftsträgern wahren verehrungswürdigen Pfarrherrn, andere machen in ihm einen zu Gunsten der

Bild: Wikipedia

Der Schauspieler Otto Gebühr stellt sich als Friedrich II. von Preußen (der alte Fritz) dem vormaligen Kronprinzen Wilhelm von Preußen vor.



Bild: Bundesarchiv

Nach den in der Kirche gesprochenen Worten des Pfarrers hatte es sich Johannes R. Becher nicht nehmen lassen, zu den Sargträgern auf der allerletzten Etappe von Hauptmanns Weg von Haus Wiesenstein auf den Hiddenseer Inselfriedhof zu gehören. Neben ihm wurde auch Gerhart Pohl diese Ehre zuteil, ferner Pfleger Metzchow und Hauptmanns letztem Arzt Alfons Schmidt, der sich ebenfalls dem Transport von Agnetendorf aus angeschlossen hatte. Auch zwei Professoren von den Universitäten in Greifswald und Rostock durften mit Hand anlegen. Somit war es dann doch eher die »Intelligenz«, weniger das »einfache Volk«, die Hauptmann zuletzt begleitete.

Am offenen Grab wurden schließlich die allerletzten Ansprachen gehalten, übrigens bei laufender Rundfunkübertragung. Zudem wurde gefilmt, woraus später ein Beitrag für die in den Kinos der SBZ gezeigte Wochenschau »Der Augenzeuge« entstand. Offenbar kam Wilhelm Pieck erst in diesem Moment zu der Einsicht, dass er als SED-Ko-Vorsitzender bei dieser Gelegenheit nicht nur stummer Zeuge sein dürfe. Ohne dass er zuvor als Redner vorgesehen war, ergriff Pieck nun das Wort – vielleicht auch weil der erklärte Atheist, der in seiner Kindheit streng katholisch erzogen worden war, die bedeutungsschwersten Abschiedsworte nicht dem evangelischen Pfarrer überlassen wollte. Bald darauf wurden Piecks Worte zudem im SED-Parteiblatt

»Neues Deutschland« veröffentlicht, nicht aber die anderen Redebeiträge am offenen Grab. Piecks letzter Gruß galt dem »lieben Gerhart Hauptmann«, »unserem großen Dichter, dem Antifaschisten und Kämpfer für die Freiheit und Demokratie des deutschen Volkes« Ein weiterer Redner befand sich direkt neben Pieck, dem erst im Vorjahr aus der Moskauer Emigration nach Deutschland zurückgekehrten kommunistischen Emigranten, nämlich Otto Gebühr (1877–1954). Nur wenig jünger als Pieck, hatte der in Kettwig geborene und in Köln aufgewachsene Gebühr zwar auf Wunsch seiner frühzeitig verwitweten Mutter eine kaufmännische Lehre absolviert, dann aber doch seinen Wunschtraum verwirklicht und war Schauspieler geworden. Nach frühen Bühnenstationen in Görlitz und Dresden war er 1909 ins Ensemble des Berliner Lessingtheaters aufgenommen worden. Berlin blieb seither seine wichtigste Wirkungsstätte. Noch vor dem Ersten Weltkrieg hatte Gebühr erstmals Berührung mit dem damals neuen Medium Stummfilm. Er hatte also bereits einige Filmerfahrung, als er 1919 erstmals – als Nebendarsteller – in einem Streifen die Rolle des preußischen Königs Friedrich II. (1712–1786) übernahm. Rasch wurde ihm eine frappierende Ähnlichkeit mit dem zum nationalen Heros stilisierten Preußen-König attestiert und Gebühr hatte damit die Rolle gefunden, die ihn berühmt (und reich) machen sollte. Bereits seit 1920 entstand mit »Fridericus Rex« eine vierteilige Spielfilmreihe, in der mit Gebühr in der Hauptrolle das gesamte Leben Friedrichs II. verfilmt wurde. Der einstige Hohenzollern-Herrscher, zu Lebzeiten keineswegs beliebt, wurde hier in der nationalen Depression nach der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg zum leuchtenden Vorbild an Unbeugsamkeit und Durchhaltefähigkeit, zum niemals verzagenden und am Ende doch siegenden großen Feldherrn stilisiert. Da sich die »Fridericus«-Filme als ungemein erfolgreich erwiesen, spielte Gebühr bis 1928 in drei weiteren abendfüllenden Spielfilmen Friedrich II. 1930 gelang ihm in der Rolle des Preußen-Königs der Sprung ins damals neue Tonfilmgenre, als er in »Das Flötenkonzert von Sanssouci« auftrat. Die aufwendige Produktion der Universum Film AG (UFA) hatte ihre Premiere am 19. Dezember 1930 in Berlin. Nur knapp drei Wochen zuvor hatte die Uraufführung der deutschen Fassung des US-Tonfilms »Im Westen nichts Neues« ebenfalls in Berlin den größten Filmskandal der Weimarer Republik ausgelöst. Denn der damalige Berliner NSDAP-Gauleiter Joseph Goebbels (1897–1945) hatte alles getan, um die kriegskritische Produktion aus Hollywood, die auf dem gleichnamigen Roman des deutschen Schriftstellers Erich Maria Remarque (1898–1970) beruhte, zu diffamieren und die Aufführung zu stören, möglichst zu verhindern. Tatsächlich war »Im Westen nichts Neues« nach von Goebbels inszenierten gewalttätigen Krawallen von den republikanischen Behörden verboten worden. Demgegenüber war Goebbels begeistert vom »Flötenkonzert von Sanssouci«, an

Otto Gebühr und Veit Harlan



Bild: Wikipedia

dessen Ende an Otto Gebühr/Friedrich II. preußische Grenadiere mit wehenden Fahnen und knallendem Paradeschritt zu schmetternder Marschmusik vorbeiparadieren, um in den Krieg zu ziehen.

So verwundert es nicht, dass Gebühr seine Karriere nach der Installierung des NS-Regimes im Januar 1933 bruchlos, ja beschleunigt fortsetzen konnte, zumal er weder einer politisch linken Gesinnung verdächtig war (er war bei Wahlkampfveranstaltungen rechter Kräfte vor 1933 im Friedrich II.-Kostüm aufgetreten), noch jüdische Wurzeln hatte. Gebühr trat wiederum mehrfach als Friedrich II. auf, war aber auch in anderen Rollen ein vielbeschäftigter Star der UFA, die sich nun unter direkter Lenkung durch den zum Propagandaminister und obersten Chef der »Reichskulturkammer« aufgestiegenen Joseph Goebbels befand. 1938 verlieh Goebbels Otto Gebühr den prestigeträchtigen Titel »Staatsschauspieler«, dieser gehörte damals mit Heinz Rühmann (1902–1994), Hans Albers (1891–1960) und Heinrich George (1893–1946) zu den prominentesten und bestbezahlten männlichen deutschen Filmstars.

Ein, wie sich zeigen sollte, letztes Mal schlüpfte Otto Gebühr in die Rolle Friedrichs II., als wiederum ein monumentales Heldenepos unter dem Titel »Der große

König« gedreht wurde, aufwendiger als alle Fridericus-Filme zuvor. Die Dreharbeiten begannen im September 1940 – der NS-Staat stand also seit mehr als einem Jahr im selbst herbeigeführten Krieg. Abgeschlossen waren sie im Februar 1941, dennoch dauerte es bis zur Uraufführung in Berlin am 3. März 1942 noch deutlich mehr als ein Jahr. Das hatte offenbar damit zu tun, dass einige Szenen herausgeschnitten werden mussten. Denn inzwischen hatte am 22. Juni 1941 der deutsche Angriff auf die Sowjetunion begonnen, die bei Abfassung des Drehbuchs infolge des Hitler-Stalin-Paktes vom 28. August 1939 noch als Verbündeter betrachtet worden war. Demnach mussten die Szenen, in denen relativ positiv gezeichnete russische Akteure auftraten, getilgt werden. Das Drehbuch stammte von Veit Harlan (1899–1964), der auch Regie führte – Harlan hatte sich ausgerechnet durch den 1937 entstandenen Film »Der Herrscher« Propagandaminister Goebbels besonders empfohlen, da er dazu Gerhart Hauptmanns spätes Stück »Vor Sonnenuntergang« (uraufgeführt 1932) ideologiekonform adaptierte. Kurz vor Beginn der Arbeit an »Der große König« hatte Harlan den berüchtigten antisemitischen Propagandafilm »Jud Süß« abgeschlossen, der am 5. September 1940 uraufgeführt wurde. Als einer der Lieblingsregisseure von Goebbels musste Harlan bei seinem nächsten Projekt – der Kriegssituation zum Trotz – an nichts sparen. Für die spektakulären Schlachtszenen in »Der große König« soll er rund 15.000 Statisten mit etwa 5.000 Pferden zur Verfügung gehabt haben. So gedieh das Werk zu einem Lobgesang auf soldatischen Gehorsam und Opferbereitschaft. Dennoch war Goebbels unzufrieden, wohl auch, weil die Schlusszene zeigt, dass der »große König« darauf verzichtet, an der Berliner Siegesparade teilzunehmen und es vorzieht, alleine eine Kirche aufzusuchen, wo ihn Otto Gebühr dann als eher niedergedrückt und nachdenklich wirkenden Menschen spielt. Als »Der große König« am 3. März 1942 in Berlin uraufgeführt wurde, hatte die von Hitler und seinen Helfern in die Sowjetunion getriebene deutsche Wehrmacht schon die Winterkatastrophe vor Moskau an der Jahreswende 1941/42 hinter sich. Seit rund vier Monaten stand NS-Deutschland jetzt auch im Krieg gegen die Vereinigten Staaten von Amerika, einem von deutscher Seite erklärten Krieg wohlgemerkt. Alle halbwegs rational kalkulierenden Menschen, keineswegs nur Militärs, wussten da bereits, dass NS-Deutschland den Krieg verloren hatte. Otto Gebühr spielte unverdrossen weiter, zwar nicht mehr den Preußen-König, aber in Unterhaltungsfilmen, die ganz im Sinne von Goebbels die Deutschen von der immer katastrophaler werdenden Lage ablenken sollten. Gebühr wurde also weiterhin gebraucht, somit stand er dann auch auf der »Gottbegnadeten-Liste«, die auf Goebbels' Geheiß im Sommer 1944 im Propagandaministerium zusammengestellt wurde. Darauf fanden sich insgesamt knapp 380 Namen von Künstlerinnen und Künstlern, die man für bedeutend genug hielt, um sie von jeder Art Kriegs- oder Arbeitseinsatz auszu-

Hans Carossa (1878–1956)



Bild: Wikipedia

nehmen, also zu schonen für die künftige Fortsetzung dessen was Goebbels für »deutsche Kunst« hielt. Allerdings landete Otto Gebührs Name nur auf der alphabetisch geordneten, besonders umfangreichen »Filmliste«. Die alle anderen Listen vorangestellte »Sonderliste« der »Gottbegnadeten« von Goebbels' Gnaden, die insgesamt nur 25 Namen umfasste, wurde angeführt von den sechs für das deutsche »Schrifttum« Unverzichtbaren. Da fand sich dann auch der Name Gerhart Hauptmanns. Ob Hauptmann noch davon erfahren hat, steht dahin. Wäre er darüber unterrichtet worden, wäre er vermutlich ein wenig ungehalten gewesen. Denn die »Sonderliste« war durchnummeriert – und Hauptmann wurde nur als Nummer 2 geführt. Vor ihm rangierte an der Spitze der schreibenden »Gottbegnadeten« Hans Carossa (1878–1956). Dass ausgerechnet Carossa dieser Spitzenplatz zugedacht wurde, mutet kurios an – er war jedenfalls kein jubelnder Anhänger des Nationalsozialismus. Der gebürtige Bayer, ursprünglich Arzt, hatte seine Kompromisse mit dem Regime gemacht, gewiss, aber doch auch viel innere Distanz gewahrt. Ein schwieriger Fall.² Wie Hauptmann. Die anderen dichten den »Gottbegnadeten« (auf den Plätzen 3 bis 6) hatten sich

² Überaus lesenswert bis heute ist Hans Carossas sehr selbstkritischer Rechenschaftsbericht »Ungleiche Welten«, der 1951 zuerst erschienen ist.

demgegenüber wiederholt öffentlich und entschieden als Anhänger der NS-Ideologie und des »Führers« bekannt: Erwin Guido Kolbenheyer (1878–1962), Hanns Johst (1890–1978), Agnes Miegel (1879–1964) und Ina Seidel (1885–1974).³

Wie andere Künstlerinnen und Künstler, die unter dem NS-Regime zur Prominenz zählten, erhielt Otto Gebühr 1945 Auftrittsverbot durch die Besatzungsmacht. Vielleicht wusste Gebühr auch um die Inhaftierung des ebenfalls »gottbegnadeten« Schauspielerkollegen Heinrich George, der schon wenige Wochen nach Kriegsende durch den sowjetischen Geheimdienst in Berlin festgenommen worden war. George befand sich inzwischen im »Speziallager Nr. 7«, also dem früheren, jetzt vom sowjetischen Geheimdienst als Haftort für politische Gefangene weiter betriebenen Konzentrationslager Sachsenhausen. Dort ist George im September 1946 infolge der desaströsen Haftbedingungen mit 52 Jahren zugrunde gegangen. Auch wenn Otto Gebühr dies noch nicht wissen konnte, mag er es für ratsam gehalten haben, zumal in Berlin ohnehin beschäftigungslos, von dort vorerst zu verschwinden. Da ihm die Insel Hiddensee aus zahlreichen Urlaubsaufenthalten vertraut war, hielt er sich auch im Sommer 1946 dort auf – in Kloster, wo sich auch eine langjährige Urlaubsbekannntschaft mit dem Ehepaar Hauptmann ergeben hatte. Und so kam es, dass, als mit Gerhart Hauptmann dort einer der »Gottbegnadeten« begraben wurde, ein weiterer »Gottbegnadeter« nicht nur zugegen, sondern auch unter den Grabrednern war.

Beim Begräbnis Gerhart Hauptmanns war somit nachgerade ein Querschnitt durch die deutsche Nachkriegsgesellschaft vereint, eigentlich von weltanschaulichen Gräben getrennt, die ungleich tiefer waren als das offene Grab. Die kommunistischen Machttaktiker Pieck und Becher, die das »Bündnis mit der fortschrittlichen bürgerlichen Intelligenz« sichtbar machen wollten, an dessen Vorläufigkeit sie insgeheim keinerlei Zweifel hegten. Der – nicht anwesende – Genosse Ulbricht hatte gleich im Frühjahr 1945 bei der Rückkehr nach Berlin die parteiinterne Devise ausgegeben: »Es muß demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben«.⁴ Der evangelische Pfarrer, der dem im

³ Wer sich ein Bild davon machen möchte, wer in Goebbels' Augen darüber hinaus als »gottbegnadet« galt, kann auf das vom Bundesarchiv online gestellte Originaldokument zugreifen: <https://invenio.bundesarchiv.de/invenio/direktlink/63e49426-8455-4934-9191-09800a5a0b61/>.

⁴ Überliefert durch den als junger kommunistischer Nachwuchsfunktionär im Frühjahr 1945 mit Ulbricht aus Moskau zurückgekehrten Wolfgang Leonhard (1921–2014). Leonhard wandte sich bald darauf vom Kommunismus ab. Unverändert lesenswert ist sein zuerst 1955 veröffentlichter Erleb-

Gerhart Hauptmanns Grab auf Hiddensee



Der tote Dichter wäre gewiss höchst zufrieden damit gewesen, dass selbst post mortem um ihn noch von vielen Seiten einiges Aufheben gemacht wurde, war er doch von der Überzeugung durchdrungen gewesen, der legitime Nachfolger Goethes zu sein (bis hin zur Gestaltung der Haartracht im Alter). Die Witwe Margarete indes verlegte ihren Wohnsitz noch im gleichen Jahr 1946 nach Bayern, also in die Amerikanische Besatzungszone, mithin in die spätere Bundesrepublik Deutschland. Ihr Hauptziel blieb die Sicherung des Hauptmannschen Nachruhms – dass die beiden 1949 gegründeten deutschen, weltanschaulich höchst unterschiedlich fundierten Staaten darum wetteiferten, wer Gerhart Hauptmanns Erbe wahrhaft in Anspruch nehmen dürfe, kam ihr zupass.

Auch Otto Gebühr ging nach Westdeutschland und stand bald wieder auf der Bühne und vor der Kamera – hinter der dann wiederholt auch wieder Veit Harlan als Regisseur agierte, man kannte sich eben. Freilich trat Gebühr nicht mehr als Friedrich II. auf, gab aber etwa den jovialen Gutsherrn in »Grün ist die Heide« (1952), einem der erfolgreichsten »Heimatfilme« in der jungen Bundesrepublik Deutschland, vermeintlich ganz unpolitisch. Dessen Besetzungsliste mutet geradezu wie eine Art Familientreffen der einstigen »Gottbegnadeten« an, da außer Otto Gebühr in Hauptrollen auch Sonja Ziemann (1926–2020), Rudolf Prack (1905–1981), Willy Fritsch (1901–1973) oder Oskar Sima (1896–1969) zu sehen waren. Regisseur Hans Deppe (1897–1969) hatte diesen Status nicht erhalten, wenngleich auch er erfolgreich für die UFA gearbeitet hatte; als die Geheime Staatspolizei gewahr geworden war, dass Deppe homosexuell war, konnte er freilich nach Lesart des NS-Regimes nicht mehr »gottbegnadet« sein.

Wilhelm Pieck gehörte zur Gründergeneration der DDR, der SED-Diktatur also, und wurde 1949 deren erster (und einziger) Präsident. Das blieb er bis zu seinem Tod 1960. Johannes R. Becher bekam im Herbst 1949 von Pieck und Ulbricht den Auftrag, für ihren deutschen Staat die Nationalhymne zu schreiben, und lieferte – auf ein älteres Gedicht zurückgreifend – sehr schnell »Auferstanden aus Ruinen« ab. Der Münchner Becher, seit 1954 erster Kulturminister der DDR, glaubte zeitlebens an seine Textzeile »Deutschland, einig Vaterland«, freilich musste sein Text nach dem Willen der DDR-Machthaber später von der Bildfläche verschwinden. Bis das »Volk« sich endgültig nicht mehr mit seiner Statistenrolle zufrieden gab und die DDR wegfegte. Schade eigentlich um Becher, der lange zuvor starb, und der zeitweilig ein weit begabter Dichter war als seine einfach nur peinlichen Stalin-Hymnen aus den frühen 1950er-Jahren vermuten lassen. Wer heute – vielleicht im Rahmen eines Sommerurlaubes – Gelegenheit hat, Gerhart Hauptmanns Grab auf Hiddensee aufzusuchen, mag Revue passieren lassen, wieviel Geschichte den schlichten Grabstein umweht. ■

Kern christentumsfeindlichen NS-Regime jedenfalls nicht offen entgegengetreten war (einen modus vivendi suchend), nun aber wohl tastend nach Wegen Ausschau hielt, mit den per definitionem atheistischen neuen Herren desgleichen einen modus vivendi zu finden. Der Schauspieler, soeben noch ein »gottbegnadeter« UFA-Star, nunmehr bis auf weiteres von Bühne und Leinwand verbannt, der zweifellos ebenfalls bestrebt war, sich mit den neuen Verhältnissen zu arrangieren. Die Witwe des Literaturnobelpreisträgers und »Gottbegnadeten«, die es als ihre verbleibende Lebensaufgabe ausgemacht hatte, den Nachruhm des Verblichenen zu fördern, ohne im politischen Sinn sonderlich wählerisch zu sein, wer dabei half. Der sowjetische Kulturoffizier jüdischer Herkunft, bestens vertraut mit deutscher Sprache und Kultur – und nicht minder mit den verbrecherischen deutschen Abgründen der jüngsten Vergangenheit, der Stalins Dominanz über die deutschen Genossen verkörperte. Und drumherum das »Volk«, dem die Inszenierung galt, und das – in den Grenzen der SED-Regie – mitspielen durfte.

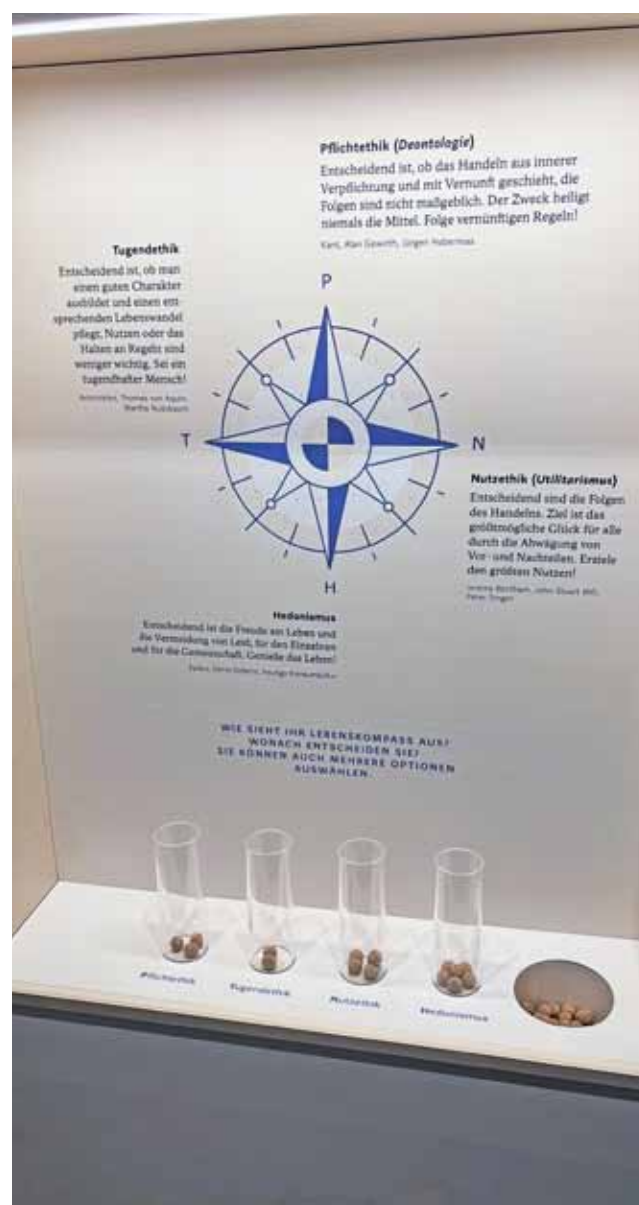
nisbericht über seine Erfahrungen als deutscher Emigrant, kommunistischer »Kader« und Angehöriger der »Gruppe Ulbricht« unter dem Titel »Die Revolution entläßt ihre Kinder«.

Neues Highlight in Lüneburg:

Das Kant-Museum im Ostpreußischen Landesmuseum ist eröffnet

WINFRID HALDER





Wer schon einmal dort war, weiß: Lüneburg lohnt! Das haben wir schon einmal betont, jetzt gibt es Anlass, darauf noch einmal mit Nachdruck zurückzukommen. Denn seit dem 11. März 2026 gibt es inmitten der stets auf's Neue beeindruckenden historischen Altstadt Lüneburgs einen weiteren Anziehungspunkt, den man gesehen haben sollte. Nach einigen Jahren Vorbereitungszeit wurde das neue Kant-Museum als Abteilung des Ostpreußischen Landesmuseums eröffnet. Kulturstatsminister Dr. Wolfram Weimer ließ es sich nicht nehmen, selbst dabei zu sein und sich dabei als Anhänger von Immanuel Kants (1724-1804) Philosophie zu bekennen. Museumsdirektor Dr. Joachim Männert ließ den Werdegang des ganzen Unterfangens Revue passieren und kam dabei auf eine grundlegende Frage zu sprechen: Philosophie in einem Museum darstellen – geht das überhaupt?

Ja, es geht, und wie eindrucksvoll! Das wird gewiss jede und jeder unterschreiben, der sich die Zeit nimmt zu einem ausführlichen Besuch. Am Eröffnungsabend taten dies mehrere Hundert Menschen. Wohl denen, die tags darauf noch einmal wiederkommen konnten. Das Museum besticht zunächst durch seine ebenso ruhige wie klare und zurückgenommene Gestaltung. Kant, dem jede Effekthascherei fremd war, hätte das gefallen, da bin ich sicher. Wenn man das schöne Treppenhaus bei Sonnenschein durchschreitet, wird das »siècle de la lumière«, das »Zeitalter des Lichts«, wie in Frankreich die Epoche der Aufklärung genannt wird, geradezu unmittelbar erlebbar. Erlebbar, auch für Besucherinnen oder Besucher, die sich noch nicht intensiv mit Kant beschäftigt haben, wird dann dessen Zeit und Denken auf vielfältige Weise. Da ist im ebenerdigen



»Kant-Forum« etwa die Projektion des virtuell wiedererstandenen Königsbergs um die Mitte des 18. Jahrhunderts – da sind aber auch viele Medienstationen mit Videos, 3D-Projektionen oder Textbeiträgen zum Anhören. Daneben gibt es zudem sehr klug konzipierte »Mitmachstationen«; bei einer etwa kann der Besucher ebenso einfach wie einleuchtend verstehen lernen, wie Schwerkraft »funktioniert«. Das ist gewiss auch für junge Menschen spannend – das Ostpreußische Landesmuseum hat auch im neuen Kant-Bereich sein Credo verwirklicht, dass ein musealer Ort über alle Generationen und Voraussetzungen hinweg fassbar, ja spannend sein muss. Man lernt also eine Menge, manches im besten Sinne »spielend« über Wissenschaft zu Kants Zeit, über sein Verhältnis zur Religion, über die weltumspannende, unverändert äußerst aktuelle Bedeutung seiner Philosophie für

das moderne Denken über Menschenrechte und Völkerrecht. Dies übrigens auch, ganz »kantisch«, in kritischer Distanz zu manchen Punkten in Kants Auffassungen, etwa zur gesellschaftlichen Stellung von Frauen oder zu außereuropäischen Kulturen.

Museumsdirektor Dr. Männert und seinem Team – insbesondere Kurator Dr. Tim Kunze – ist es in imponierender Weise gelungen, das Denken eines Menschen, der vor inzwischen mehr als drei Jahrhunderten geboren wurde, in seiner geradezu bestürzenden Gegenwart uns Heutigen vor Augen zu stellen. Niemand, der nach Lüneburg kommt, sollte sich das entgehen lassen. Ja, ich möchte es sogar gewissermaßen kategorisch imperativ formulieren: Auf ins Kant-Museum! ■

Nachruf

Einer wie er fehlt. Zum Tod von Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hans Maier (1931–2026)

VON WINFRID HALDER

Einer wie er fehlt, und zwar besonders, besonders heute. Hans Maier ist am 8. Juni 2026 verstorben, knapp vor seinem 95. Geburtstag. 2021, also in dem Jahr, in dem er 90 Jahre alt wurde, hat Hans Maier sein letztes Buch publiziert, das den Titel »Deutschland. Wegmarken seiner Geschichte« trägt. Der Band schloss ein knappes Dutzend eigenständiger Buchpublikationen ab, daneben hat Maier aber eine unüberschaubare Fülle von Beiträgen zu wissenschaftlichen und publizistischen Themen veröffentlicht. Eine immerhin fünfbandige Ausgabe seiner »Gesammelten Schriften« (2010 erschienen) hat einen Teil davon zusammengefasst. Ein staunenswert vielfältiges und umfangreiches Werk, zweifellos.

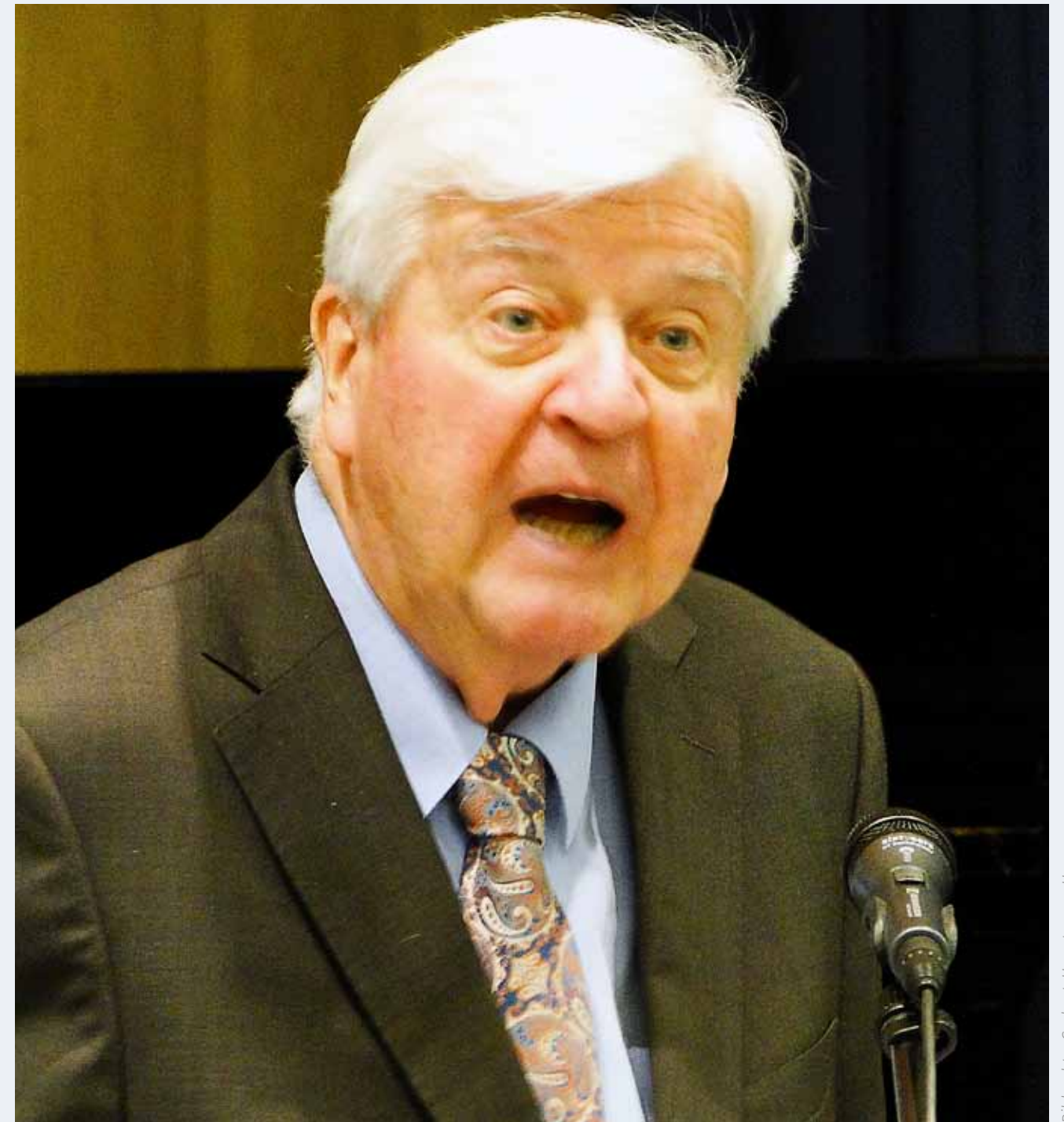
Mit dem letzten Buch ist Hans Maier noch einmal zu seinen wissenschaftlichen Ursprüngen zurückgekehrt, denn er hat seit 1951 zunächst in seiner Heimatstadt Freiburg i. Br., dann in München und Paris Geschichte, Germanistik, Romanistik und Philosophie studiert. Sein ursprüngliches Berufsziel, Lehrer, hat er zugunsten der sich ihm bietenden Möglichkeit einer akademischen Karriere aufgegeben. Als Schüler des aus der Emigration in den USA zurückgekehrten Arnold Bergstrasser (1896–1964) wechselte er in das in den 1950er-Jahren in Westdeutschland noch junge Fach Politikwissenschaft, freilich ohne je seine Wurzeln in der Historie zu verleugnen. Mit 31 Jahren wurde Maier 1962 ordentlicher Professor für politische Wissenschaft an der Münchner Universität. Die bayerische Landeshauptstadt war seither sein Lebensmittelpunkt. Der Politikwissenschaftler wechselte in die praktische Politik, als ihn 1970 der bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel (1905–1991, CSU) als Staatsminister für Unterricht und Kultus in sein Kabinett berief. Hans Maier blieb für mehr als anderthalb Jahrzehnte bayerischer Kultusminister, sodass ich von mir sagen darf, dass ich meine gesamte Schulzeit in gewisser Weise in der Obhut dieses einen Ministers zugebracht habe – mir ist wohl dabei.

Mit Alfons Goppels Nachfolger als Ministerpräsident, dem seit 1978 amtierenden Franz Josef Strauß (1915–1988, CSU) also, wurde das Verhältnis nie innig; der selbstgewisse Machtpolitiker Strauß und der feinsinnige Intellektuelle Maier passten nicht zueinander. Maier trat schließlich als Kultusminister 1986 zurück, weil er Kompetenzbeschneidungen durch Strauß nicht akzeptieren wollte. Er kehrte an die Münchner Universi-

tät zurück und wurde 1988 ordentlicher Professor für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie. Maier übernahm also den Lehrstuhl, der 1962 für den katholischen Theologen Romano Guardini (1885–1968) eingerichtet worden war. Hans Maier war immer im katholischen Glauben verankert. Zugleich war er ein mit weiter Perspektive ausgestatteter, auch Kritik nicht verhehlender Begleiter der katholischen Kirche auf ihrem Weg durch die Moderne. Von 1976 bis 1988 war Hans Maier Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Ach, waren das Zeiten ...

Als 68-Jähriger wurde Hans Maier in München emeritiert. Von Ruhestand konnte keine Rede sein; schon die erwähnte Fülle der Publikationen zeugt davon. Als 82-Jähriger war Hans Maier in unserem Haus zu Gast, genauer: am 13. Oktober 2013 sprach er zum Thema »Wider den ‚Ungeist des Hasses, der Feindschaft und des Revanchismus‘ – Vertreibung und Versöhnung. Politische Erfahrungen und ethische Erwägungen«. Eine Sternstunde, zweifellos. Maier war ein eher leiser, bedächtiger Redner, der keinen Effekt brauchte. Gänzlich Social-Media-untauglich, muss man heute wohl sagen. Und zugleich war Hans Maier, der souveräne Intellektuelle, vielerfahrene Politiker und versierte Hochschullehrer, ein vollkommen unprätentiöser, freundlich-zugewandter Mensch.

Der große evangelische Theologe Karl Barth (1886–1968), zugleich ein musikliebender Mensch, schrieb einmal, er müsse bekennen, dass er, »wenn ich je in den Himmel kommen sollte, mich dort zunächst nach Mozart und dann erst nach Augustin und Thomas, nach Luther, Calvin und Schleiermacher erkundigen würde.« Ich kann mir gut vorstellen, dass Hans Maier soeben zunächst nach Johann Sebastian Bach gefragt hat. Denn er war nicht nur ein Musikliebender, sondern ein Musiker. Als Elfjähriger hat er in Freiburg begonnen, Orgel zu spielen. An der »Königin der Instrumente« ist er dann bis fast zuletzt aktiv geblieben. Und er hat, das Musizieren und das Schreiben miteinander verknüpfend, 2016 eine Geschichte der Orgel publiziert. Bei uns zu Gast war Hans Maier im Herbst 2013 übrigens nicht zuletzt in seiner damaligen Eigenschaft als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates der Ende 2008 gegründeten Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung in Berlin. Da fehlt er auch. Besonders. Heute. ■



Hans Maier am 13. Oktober 2013 im GHH



Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Deutsch-osteupäisches Forum
Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf
0211 16 99 111, sekretariat@g-h-h.de,
f @gerharthauptmannhaus
in Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

ÖFFNUNGSZEITEN

Bibliothek Mo+Mi 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 17.00 Uhr
Do 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 18.30 Uhr

Ausstellungen Mo+Mi 10.00 – 17.00 Uhr
Di+Do 10.00 – 19.00 Uhr
Fr 10.00 – 14.00 Uhr
Sa auf Anfrage, So und Feiertag geschlossen

IMPRESSUM
WOJ 32. Jg. – 1/2026 ISSN 0947-5273

HERAUSGEBER
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Deutsch-osteupäisches Forum
Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf
Vorsitzender des Kuratoriums: Reinhard Grätz
Vorsitzender des Vorstandes: Edgar L. Born
Chefredakteur: Prof. Dr. Winfrid Halder
Redaktion: Ilona Gonsior
Layout: Thomas Bock, VG Bild Kunst
Herstellung: Freiraumdruck

GEFÖRDERT DURCH

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



Das Titelbild entstammt dem Buch **Unter Dojczen** von Mia Raben,
erschienen im Kjona Verlag 2024



Bild: Verlag



Sie möchten unser Journal kündigen, Ihre
Anschrift hat sich geändert oder einer
Ihrer Angehörigen, der Empfänger unseres
Journals, ist verstorben? Dann rufen Sie
uns bitte an oder schreiben uns eine E-Mail
und teilen uns die Änderungen mit. Nur so
können wir sicherstellen, dass Sie unser
Journal erreicht.
Vielen Dank!

Kontakt: 0211 1699111,
sekretariat@g-h-h.de

Newsletter abonnieren



Erhalten Sie unseren monatlichen Veran-
staltungskalender – kostenlos und direkt in
Ihr Email-Postfach.

ABONNENTEN

Damit Sie auch weiterhin das aktuelle West-Ost-Journal zum Versandkostenpreis erhalten, bitten wir Sie, den Jahresbeitrag von
6,50 € zu überweisen. Die Kontoverbindung finden Sie unten auf der Karte.

Ich abonniere das »West-Ost-Journal« zum Preis von
6,50 € jährlich; Kündigungsfrist: 3 Monate vor Jahresende

Vorname Nachname

Straße, Nummer

PLZ, Wohnort



Ich überweise den Jahresbeitrag auf das Konto:
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Stadtsparkasse Düsseldorf; Betreff: Abo-WOJ
IBAN: DE 30300501100036005007
BIC: DUSSDE33XXX

Datum und Unterschrift

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
Deutsch-osteupäisches Forum
Bismarckstr. 90
40210 Düsseldorf

